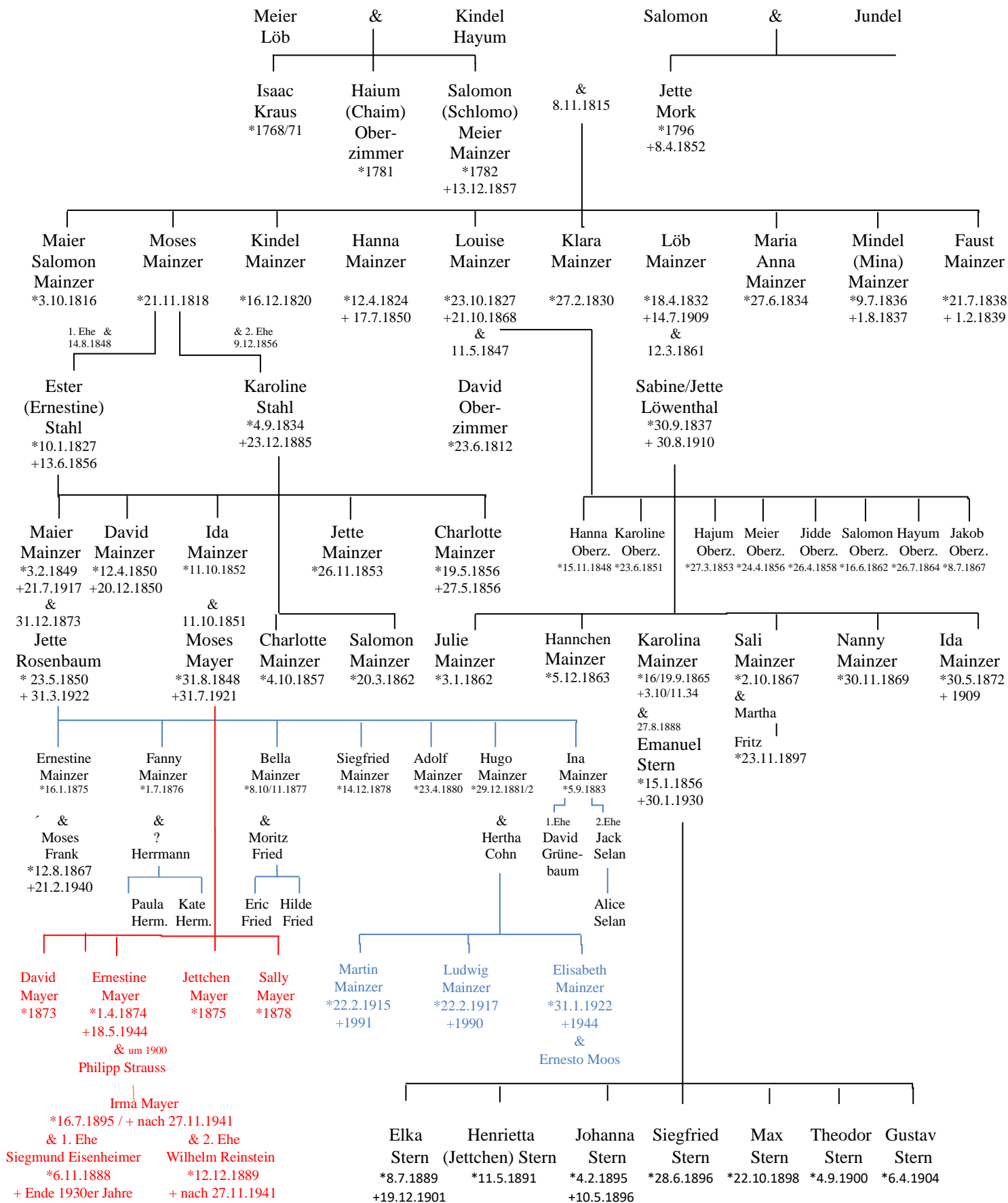


Die Familie Mainzer





Grabstein Salomon Mainzers (R 21/5) © Foto: Peter Karl Müller

Die Familie Mainzer

Hayum Oberzimmers jüngster Bruder **Schlomo (Salomon) Mayer** (1782-1857) war wie Hayum auch Viehhändler. Ende November 1804 stellte ihm Lothar Franz Freiherr zu Erthal einen „Schutzbrief“ aus, der ihn berechtigte, in dem von seinem Vater ererbten halben Wohnhaus im „Judenhof“ zu leben, zu arbeiten und eine Familie zu gründen. Im Gegenzug musste sich Schlomo Mayer verpflichten, sich der „Jüngsten Ordnung der dasigen Judenschaft vom 10ten July 1799“¹ vollkommen zu fügen, dem Amtsverweser der Erthals in Elfershausen den Grundzins und die Fastnachtshuhn-Abgabe², ein jährliches Schutzgeld in Höhe von zehn rheinischen Gulden sowie die anderen Abgaben, die die „gemeine Judenschaft“ betrafen, zu zahlen. Hinzu kamen noch einmalig drei Dukaten für die Ausfertigung des „Schutzbriefs“. Zudem musste Schlomo Mayer seinem Schutzherrn geloben, sich „als ein Treuer und redlicher Schutz Jud Jeder zeit“ zu betragen. Das „Schutzgeld“ musste er jedoch „gemäß einer bey amt liegenden Resolution“ erst mit seiner Hochzeit entrichten.³ Dieser Zeitpunkt war am 8. November 1815 gekommen, als der inzwischen 33 Jahre alte Schlomo Mayer die vierzehn Jahre jüngere **Jette Mork** heiratete, die 1796 als Tochter der Euerbacher Juden Salomon und Jundel geboren worden war⁴. 1817 wählte er für sich und seine Familie den Familiennamen „Mainzer“. Vielleicht weist die Namensgebung darauf hin, dass die Wurzeln der Familie einmal in Mainz bzw. Kurmainz gelegen haben. Aus der Ehe der Mainzers gingen zehn Kinder hervor: Maier Salomon (*1816), der nach dem verstorbenen Großvater benannt wurde, Moses (*1818), Kindel (*1820), die ihren Namen nach der verstorbenen Großmutter erhielt, Hanna

¹ Sta Wü, Regierung von Unterfranken (Reg. Abg. 1943/45), 8433 Juden-Matrikel 1817: Kissingen, darinnen Schutzbrief Schloma Mayers (0002a/0002b/0002c). Die Transkription wurde mir freundlicherweise von Manfred Schmidt überlassen.

² „Fastnachtshuhn (lat.: pullus carnisprivialis), auch Estomihi-Huhn, bezeichnet eine bestimmte Abgabe, die Leibeigene jährlich an ihren Leiherrn als Zeichen der Anerkennung ihrer Leibeigenschaft zu entrichten hatten. Sie war die Gegenleistung dafür, dass der Leiherr dem Leibeigenen juristischen Schutz gewährte, d.h., dem Leibeigenen bei einer Ladung vor ein fremdes Gericht einen Rechtsbeistand zu stellen hatte. Die Abgabe bestand aus einer Henne, die zumeist vor dem Beginn der jährlichen Fastenzeit abgeliefert wurde.“ (Wikipedia-Artikel: Fastnachtshuhn: <http://de.wikipedia.org/wiki/Fastnachtshuhn>; 4.10.2013)

³ Sta Wü, Reg. v. Ufr. 8433, Schutzbrief Schloma Mayers (0002a/0002b/0002c).

⁴ Das Geburts-, Trau- und Sterberegister nennt sie auch Tochter des Jakob Mork. Offenbar hat sich Salomon, der vermutlich auch Jakob hieß, im Jahr 1817 den Familiennamen Mork zugelegt. Die biografischen Daten zur Familie Mainzer stammen (sofern nicht anders angegeben) aus: SBK, B 901 Geburts-, Trau- und Sterberegister der Israeliten zu Kissingen November 1811 bis September 1875 sowie Meldeunterlagen der Stadt Bad Kissingen. Für die Recherchen bedanke ich mich bei Evelyn Bartetzko.

(1824-50), Louise (Luise) (*1827), Klara (*1830), Löb (1832-1909⁵), Maria Anna (*1834), Mindel (Mina) (1836-37) und Faust (1838-39). Jette Mainzer starb am 8. April 1852 mit 56 Jahren, ihr Mann Schlomo Mainzer überlebte sie um fünf Jahre. Sein Leben endete am 13. Dezember 1857 im Alter von 75 Jahren. Auf seinem Grabstein wird er als „Chawer“ bezeichnet, eine Ehrenbezeichnung, die frommen Juden verliehen wurde, die ihren Glauben vorbildlich lebten und eine große Bedeutung für ihre Gemeinde besaßen.⁶

Seine Tochter **Luise (Louise) Mainzer** (1827-68) gründete mit ihrem Cousin David Oberzimmer eine Familie, die aus acht Kindern bestand. Sie starb 1868 mit gerade einmal 40 Jahren, ein Jahr nach der Geburt ihres letzten Kindes.

Ihr Bruder **Löb Mainzer** schloss Mitte März 1861 mit Jette (Sabine) Löwenthal⁷, die 1837 in Kissingen als Tochter von Simon Löwenthal und dessen Frau Jette Neuburger geboren worden war, die Ehe. Dem Ehepaar, das in der Frühlingstraße 9 (heute: 9-11) wohnte, wurden innerhalb von zehn Jahren sechs Kinder geschenkt: Julie (1862-1942), Hannchen (1863-1923), Karolina (Lina) (1865-1934), Sali (*1867), Annie (Nanny) (1869-1901) und Ida (verh. Löb) (1872-1921). Der Ökonom, Viehhändler und Hausbesitzer Löb Mainzer starb am 14. Juli 1909 in Bad Kissingen. Seine Witwe überlebte ihn um ein Jahr: Sie starb am 30. August 1910 im Alter von 73 Jahren in Kitzingen, wohin sie nach dem Tod ihres Mannes zu ihrer Tochter Julie und ihrem Schwiegersonn gezogen war.

Julie Mainzer⁸ hatte 1880 den aus Sickershausen stammenden Viehhändler **Isaac Mayer** geheiratet, mit dem sie in Kitzingen lebte und sechs Kinder hatte, von denen zwei noch als Säuglinge starben. Auch den übrigen Kindern Rosa, Max, Sußmann und Siegfried war kein sehr langes und glückliches Leben beschieden. Max starb am 13. April 1917 mit erst 23 Jahren in der Nervenlinik Sayn bei Koblenz, Siegfried 1941 mit 55 Jahren in Frankfurt am Main.⁹ Sußmann (1888-1942) und Rosa (1885-1942) sollten wie sie selbst

⁵ Stern, Roy: Roots. Fulda, Krofdorf. Stern Susskind Families, unveröffentlichte Familienbiographie, 2012, S. 132

⁶ Hinweis von Izchak und Raaya Nadel (Israel), E-Mail vom 5.3.2013

⁷ Jette Löwenthal wurde mit dem Vornamen „Sabine“ in das Geburtsregister der Juden in Kissingen eingetragen. Wahrscheinlich erhielt sie nach dem Tod ihrer Mutter zu deren Gedenken den Namen „Jette“.

⁸ Ausgangspunkt und Grundlage für die Biografie von Julie und Isaac Mayer waren: Walter, Gedenkbuch, Art. Julie Mainzer, 18.8.2018, sowie die dort verwendeten Quellen und zudem; Skyte, Heinz und Thea Ruth: Our Family. The Sterns in Kitzingen, in: Rijo research: http://www.rijo.homepage.t-online.de/pdf/en_de_ju_sky10402.pdf, 18.8.2018

⁹ Vgl. Landeshauptarchiv Koblenz: Sterbeurkunde von Max Mayer. Das Dokument wurde mir freundlicherweise von Dietrich Schabow zur Verfügung gestellt.

später Opfer der Shoah werden. Nachdem sie den Tod so vieler Kinder zu beklagen hatte, starb im Februar 1932 auch noch ihr Ehemann Isaak.



Jacoby'sche Anstalt in Sayn © Privatbesitz

Die NS-Zeit sollte ihre leidvollen Lebenserfahrungen jedoch noch vermehren. Ende März 1941 übersiedelte sie von Kitzingen in ein jüdisches Altersheim in Frankfurt am Main, wo ihr Sohn Siegfried lebte und im selben Jahr starb. Gesundheitlich war sie offenbar schon sehr angeschlagen. Als sie auf dem Krankenbett lag, versuchte man 1942 auf sie massiven Druck auszuüben, ihr Haus in Kitzingen an ihren nichtjüdischen Nachbarn zu „verkaufen“. Dieser wollte sich, die Notlage seiner ehemaligen Nachbarin ausnutzend, das Anwesen für einen Spottpreis unter den Nagel reißen. Sie verweigerte jedoch ihre Zustimmung mit der Begründung, dass auch ihr Sohn Sußmann den „Vertrag“ unterschreiben müsse. Ihr wurde jedoch gesagt, dass dies nicht nötig und möglich sei, da ihr Sohn bereits „ins osteuropäische Ausland `verzogen““ wäre.¹⁰ Hinter dem „Umzug“ verbarg sich die Deportation ihres Sohnes:

¹⁰ Zitiert nach: Walter, Gedenkbuch: Art. Julie Mainzer, 18.8.2018

Sußmann Mayer, der bereits in der Pogromnacht 1938 in Schutzhaft genommen worden war, war am 24. März 1942 von Kitzingen über Nürnberg in das Ghetto Izbica deportiert und im Sommer 1942 im Vernichtungslager Belzec ermordet worden.¹¹

Nur einen Monat nach der Deportation von Sußmann wurde auch dessen Schwester **Rosa Stern** mit ihrem Mann, dem Weinhändler Max Stern, am 25. April 1942 von Kitzingen über Würzburg nach Krasnystaw/Krasniczyn deportiert und im Raum Lublin ermordet. Geboren wurde **Max Stern** 1876 als ältester Sohn des Viehhändlers Abraham Baer Stern und dessen Frau Amalie Lichtenauer in Mainstockheim. Nach seiner Ausbildung arbeitete er ab 1895 als Weinhändler, half aber bis 1906 auch noch seinem Vater als Viehtreiber. 1907 schloss er mit Rosa Mayer, die die Volksschule in Kitzingen und das Institut der Englischen Fräulein in Bad Kissingen besucht hatte, den Bund fürs Leben. Nach der Heirat lebten die Sterns in Kitzingen, wo sie zu Vermögen kamen und ein Haus erwarben. Aus ihrer Ehe gingen die beiden Söhne Arthur (*1908) und Karl (*1913) hervor. Max Stern flüchtete bereits im März 1933 vor der NS-Diktatur in die Schweiz und nach Frankreich, kehrte aber wieder nach Kitzingen zu seiner Familie zurück. Von April bis Mai 1934 wurde er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern wegen „Verächtlichmachung der Bewegung“ in München-Stadelheim in „Schutzhaft“ genommen. Karl und Arthur Stern gelang im Juni bzw. August 1936 die Emigration in die Schweiz bzw. in die USA. Mit einer erneuten Inhaftierung sah sich ihr Vater Max Stern im Rahmen des Novemberpogroms 1938 konfrontiert, jedoch kam er nach einer Woche wieder aus dem Gefängnis in Würzburg frei. Nach seiner Entlassung entschloss er sich 1939 mit seiner Frau zur Flucht nach Belgien, wo sie sich zunächst vermeintlich sicher fühlten. Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien und Frankreich erwies sich ihr Fluchtland jedoch als Falle. Sie versuchten daher im Mai 1941, über die Grenze ins unbesetzte Frankreich zu entkommen, wurden aber an der Grenze gefasst, verhaftet und nach Würzburg gebracht, wo sie im Gefängnis inhaftiert wurden. Während Rosa Stern das Gefängnis zu Weihnachten 1941 wieder verlassen konnte und in das „jüdische Unterkunftshaus“ in der Bibrastraße 6 ziehen musste, blieb ihr Mann ver-

¹¹ Vgl. ebd.

mutlich bis April 1942 wegen Verstoßes gegen die „Reichsfluchtsteuer“-Bestimmungen in Haft. Die Deportation Ende April führte das Ehepaar für kurze Zeit wieder zusammen, gemeinsam mussten sie nun die Reise in den Tod antreten. Auch Rosas Mutter Julie blieb vom Schicksal der Deportation nicht bewahrt: Sie wurde am 18. August 1942 von Frankfurt aus nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 11. September 1942 mit 80 Jahren starb.¹²



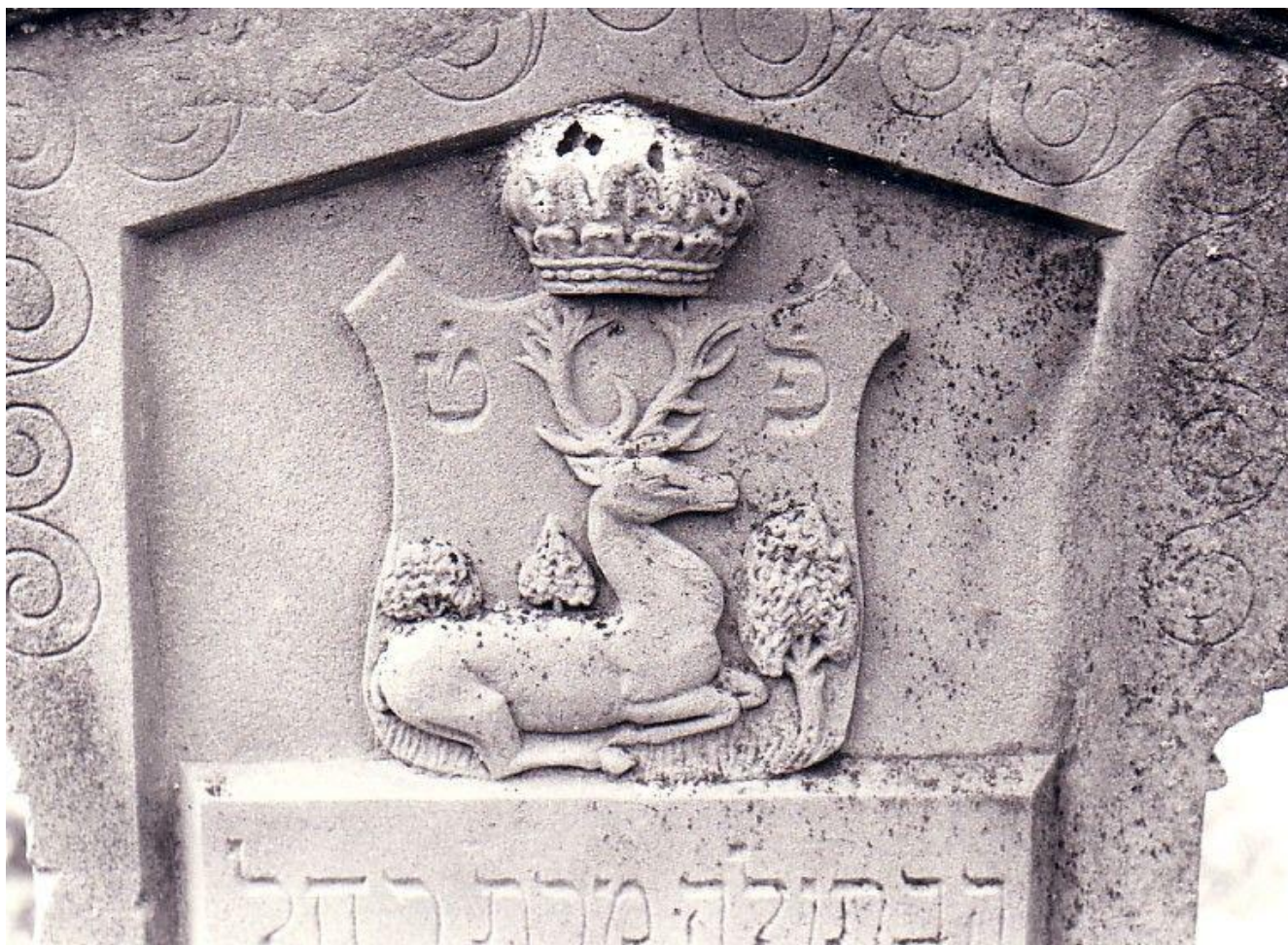
Skatrunde Samuel Hirschs (links) in Mergentheim, um 1875-78 © Residenzschloss Mergentheim, Inv. Nr. 2617, Leihgabe des Vereins Deutschordensmuseum Bad Mergentheim e. V. Foto: Ludwig Holl

Julie Mainzers Schwester **Hannchen Mainzer**¹³ (1863-1923) schloss 1886 in Heidingsfeld mit dem Bad Mergentheimer Kaufmann und Bankier **Samuel Hirsch** (1854-1936), dem Sohn von Jacob Hirsch (1818-78) und Esther Kohn (1830-1906), den Bund fürs Leben. Nach der Hochzeit am 23. Mai 1886 in

¹² Vgl. Skyte, Heinz und Thea Ruth: Our Family. The Sterns in Kitzingen, in: Rijo research: http://www.rijo.homepage.t-online.de/pdf/en_de_ju_sky10402.pdf, 30.5.2019; Bundesarchiv, Gedenkbuch: Datenbank Unterfranken: Art. Max Stern. In: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de>, 30.5.2019; Bundesarchiv, Gedenkbuch: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 30.5.2019; Stern, Roy (Efrat, Israel): Roots. Fulda, Krofdorf. Stern and Susskind Families, unveröffentlichte Familienbiografie, 2012

¹³ Die Biografien von Hannchen und Samuel basieren auf Informationen, die mir Rudolf Walter freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

Würzburg zog das junge Paar nach Bad Mergentheim, wo ihm 1887 die Tochter Betti (verh. Mohrenwitz) und 1891 der Sohn Jakob geschenkt wurden. Hannchen Hirsch starb am 21. Mai 1923 mit 59 Jahren nach 37-jähriger glücklicher Ehe. Die Todesanzeige in der Tauber-Zeitung würdigte ihr „arbeitsreiches Leben“ und ihre treue Sorge für das Wohl ihrer Familie.¹⁴ Ihr Ehemann überlebte sie um 13 Jahre: Er starb am 22. Oktober 1936 in seiner Heimatstadt mit 82 Jahren und wurde neben seiner Frau auf dem jüdischen Friedhof in Unterbalbach beigesetzt.¹⁵



Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Unterbalbach: Hirsch mit Krone – vielleicht ein Grabstein der Familie Hirsch © Foto: Dr. Joachim Hahn

¹⁴ Tauber-Zeitung, 23.5.1923 (Hinweis von Rudolf Walter)

¹⁵ Pers. Mitt. des Stadtarchivs Bad Mergentheim, E-Mail an Rudolf Walter vom 6.9.2018 und vom 10.9.2018. Den Text stellte mir Rudolf Walter freundlicherweise zur Verfügung.



Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Unterbalbach © Fotos: Dr. Joachim Hahn

Sein Schwager **Sali Mainzer** besuchte von Oktober 1867 bis Oktober 1877 die Kissinger Realschule. Ende des 19. Jahrhunderts war er in München als Kaufmann tätig. Das Jahre 1897 war für ihn privat ein sehr bewegtes Jahr: Im Februar heiratete er Martha Neu aus Frankfurt und im November desselben Jahres erblickte sein Sohn Fritz das Licht der Welt. Seit 1906 lebten die Mainzers in Frankfurt, wo Sali Mainzer im Jahr 1909 die preußische Staatsangehörigkeit erhielt. Doch der Gesundheitszustand von Sali Mainzer verschlechterte sich in den nächsten Jahren: Er starb mit erst 47 Jahren am 4. Februar 1915 in einer Privatklinik in Oberursel. Sein Sohn **Fritz Mainzer** studierte Medizin und erhielt 1933 eine Stelle als Oberarzt der Inneren Medizin am Städtischen Krankenhaus in Berlin-Neukölln, die er aber schon bald wieder aufgab, um im selben Jahr nach Ägypten auszuwandern, wo er sich rasch einen Namen als hervorragender Kardiologe machte. In Ägypten war er zunächst als Chefarzt der Inneren Abteilung am Jüdischen Krankenhaus in Alexandria tätig, ehe er 1946 als Kardiologe an das dortige Swiss Hospital wechselte. Er starb im März 1961 mit 63 Jahren. ¹⁶

Fritz' Tante **Karolina Mainzer** (1865-1934) gründete mit dem Fuldaer Fabrikantensohn **Emanuel Stern** (1856-1930) ¹⁷ in dessen Heimatstadt Fulda eine Familie. Ende August 1888 schlossen sie in Würzburg die Ehe, aus der sieben Kinder hervorgingen: Elka ¹⁸, Henrietta (Jettchen) ¹⁹, Johanna ²⁰, Siegfried ²¹, Max ²², Theodor ²³ und Gustav ²⁴. Die Familie Stern gehörte in Fulda zu den angesehensten und bekanntesten jüdischen Familien. Emanuels Vater **Hirsch Stern** (1824-1905) hatte 1892 eine Lackfabrik im Ederzellerweg gegründet, die rasch expandierte. 1894 übergab der siebzigjährige Firmengründer die Lei-

¹⁶ Die Informationen über Sali und Fritz Mainzer wurden mir freundlicherweise von Rudolf Walter überlassen.

¹⁷ Emanuel Sterns Eltern waren Hirsch Stern (1826-1905) und Bertha Oppenheimer (1832-1921). Aus der 1855 in Fulda geschlossenen Ehe gingen vier Kinder hervor: Emanuel (1856-1930), Max (1857-1926), Gabriel Ignatz (1860-1910) und Gitta (1862 geboren). Stern, Roy (Efrat, Israel): Roots. Fulda, Krofdorf. Stern and Susskind Families, unveröffentlichte Familienbiografie, 2012

¹⁸ Am 8.7.1889 in Fulda geboren, starb sie bereits zwei Jahre später am 19.12.1901. Stern, Roots, S. 247.

¹⁹ Am 11. Juni 1891 in Fulda geboren, heiratete sie am 28.4.1919 in Fulda Hugo Hesdoerfer (der 1938 in Leipzig starb). Stern, Roots, S. 247.

²⁰ Am 4.2.1895 in Fulda geboren, starb sie ein Jahr später am 10.5.1896. Stern, Roots, S. 247.

²¹ Am 28. Juni 1896 in Fulda geboren, mit Rachel Mirsky verheiratet, starb er 1952 in New York. Stern, Roots, S. 245.

²² Am 22. 10. 1898 in Fulda geboren, heiratete er am 25. Juli 1934 in Hamburg die gebürtige Eschwegerin Henriette Hilda Löwenthal (1911-1946). Das Ehepaar hatte drei Kinder: Leonrad Norman Stern (*1938), Stanley Emanuel Stern (*1937, am 9. Mai 1994 in Israel gestorben) und Gloria Caroline Stern (*1941). Stern, Roots, S. 245f.

²³ Am 4.9.1900 in Fulda geboren, starb er am 12.11.1962 in Chicago, Cook, Illinois. Stern, Roots, S. 246.

²⁴ Am 6.4.1904 in Fulda geboren, heiratete er Irene Susskind aus Krofdorf (1910-2005). Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Steven, Roy und Joyce. Gustav Stern starb am 5. Mai 1969 in New York. Stern, Roots, S. 246f.

tung seines Unternehmens an seine beiden Söhne Emanuel und Max (1857-1926). Nach dem Tod von Max (1926) und Emanuel (1930) leiteten Max´ Söhne Simon Stern (1894-1977) und Fritz Stern (1900-78) zusammen mit Emanuels Sohn Theodor (1900-62) die Firma. 1937 wurde die Fabrik an die Familie Rhodius verkauft. Die Sterns sahen sich angesichts der wachsenden Entrechtung und Verfolgung durch den NS-Terrorstaat zur Flucht ins Ausland gezwungen.²⁵

Emanuel Stern erwarb sich schon in jungen Jahren in der jüdische Gemeinde Fuldas und darüber hinaus großes Ansehen. So wurde er etwa bereits im Alter von erst 35 Jahren (was an sich sehr ungewöhnlich gewesen ist) zum Ersten Vorstand der Kultusgemeinde gewählt und übte dieses Amt dann in der Folgezeit fast 40 Jahre höchst erfolgreich aus. Ein besonderes Anliegen war ihm während seiner Amtszeit die Integration der ostjüdischen Gemeindemitglieder. Seinem umsichtigen, einfühlsamen, ausgleichenden und toleranten Führungsstil war es zu verdanken, dass die Fuldaer Kultusgemeinde im Gegensatz zu anderen jüdischen Gemeinden nicht von Spannungen zwischen altingesessenen jüdischen Familien und hinzugezogenen ostjüdischen Familien zerrissen wurde. Mit großem Engagement half er den Neuankömmlingen, Arbeit zu finden und ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Auch den anderen Armen und Bedürftigen der Gemeinde stand er mit außergewöhnlicher Hilfsbereitschaft bei. „Es gibt“, so Rabbiner Meir Levy über Emanuel Stern, „keinen Schabbat, an dem er nicht von der Synagoge Gäste mit nach Hause brachte. Sein Einsatz kennt keine Grenzen, er ist ein weiser Mann und wird von allen als fähig empfunden, im Gemeindevorstand zu sitzen.“²⁶ Emanuel Stern starb Ende Januar 1930 plötzlich und unerwartet wenige Tage nach seinem 74. Geburtstag in Gonzenheim bei Bad Homburg, wo er sich zur Kur aufgehalten hatte. An der Beisetzung des „allgemein beliebten und geschätzten Manns“ nahm dem „Israelit“ vom 6. Februar 1930 zufolge eine „unabsehbare Menge“ teil.²⁷ Seine Frau Karolina überlebte ihn um vier Jahre: Sie starb am 3. November 1934 in Fulda.

²⁵ Die Lackfabrik besteht noch heute, wurde aber 1999 an die schwedische Firma Tekno verkauft.

²⁶ Stern, Roots, S. 29

²⁷ Der Israelit, 6.2.1930



Karolina und Emanuel Stern (sitzend) mit ihren Kindern Gustav, Siegfried, Henrietta (Jettchen), Max und Theodor (von links nach rechts) © Sammlung Roy Stern

Während sich die übrigen Söhne Karolina und Emanuel Sterns sehr verbunden fühlten und oft als eng zusammengeschweißte Gruppe auftraten, nahm **Theodor Stern**, der als das Schwarzes Schaf der Familie angesehen wurde, eine gewisse Außenseiterposition in der Familie ein. In den 20er Jahren war er in der Leitung der Lackfabrik aktiv. Im September 1934 ging er dann nach Chicago und heiratete dort eine Nichtjüdin, was die Familie mit dem Abbruch der Beziehungen quittierte.²⁸ Erst nach seinem Tod 1962 erinnerten sich seine Brüder wieder an ihn, indem sie für ihn die Trauerriuale gemäß der jüdischen Tradition durchführten.

Während **Siegfried Stern** bis zu seiner Emigration Mitte Juli 1933 ein Autohaus führte, in dem er Autos der Firma Opel verkaufte, beschlossen **Max und Gustav Stern** nach der Aufgabe ihrer Scheuertuchweberei unter dem Einfluss ihres Freundes Willy Odenwald, der im selben Haus wie die Sterns ein Vogelgeschäft betrieb, Kanarienvögel nach Amerika zu exportieren. Mit

²⁸ 1940 wurde er vom NS-Staat ausgebürgert.

5000 Vögeln als Startkapital unterstützte Odenwald das Geschäft der Sternbrüder. Jährlich versandten die Sterns etwa 225 000 Vögel, die in Gruppen von etwa 10 000 Vögeln in Spezialkäfigen per Schiff nach Amerika transportiert wurden. Ihre guten geschäftlichen Kontakte in die Vereinigten Staaten waren ihnen sicherlich behilflich, als sie sich zur Emigration gezwungen sahen. In New York heiratete Gustav Stern am 13. Juli 1939 **Ida (Irene) Süßkind**. Ihre Flitterwochen führte das junge Paar nach Holland. Sie nutzten die Reise dazu, um neue Vögel einzukaufen, was nach ihrer hellen Einschätzung der weltpolitischen Lage, die unmittelbar auf Krieg zusteuerte, vermutlich das letzte Mal gewesen sein dürfte. Während ihres Aufenthaltes in Holland brach dann auch mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg aus. Gustav sah seine Schwester Jettchen, die nach dem Tod ihres Mannes Hugo Heßdörfer 1936 und der Emigration ihrer Brüder allein in Fulda zurückgeblieben war, in höchster Gefahr und versuchte unter Einsatz seines Lebens, seine Schwester aus Deutschland herauszubekommen und ein Visum für sie zu erhalten. Nachdem aufgrund des Kriegs die Grenzen offiziell dicht waren, bestach er einen Grenzbeamten, Jettchen außer Landes zu lassen. Am 23. Oktober 1939 verließ sie als letztes Mitglied ihrer Familie Fulda und fuhr als blinder Passagier, von ihrem Bruder und seiner Frau an Bord der „S.S. Statendam“ versteckt, am 24. November 1939 von Rotterdam aus nach New York.

Gustav Stern, der nur ein mittelmäßiger Schüler war und sich mit Lesen und Schreiben eher schwergetan hatte, besaß ein ungewöhnliches geschäftliches Talent, das er schon früh zur Entfaltung brachte. Nachdem er mit 16 Jahren die Oberrealschule vorzeitig verlassen hatte, arbeitete er zwei Jahre für die Dresdner Bank in Schlüchtern. Mit 18 Jahren beschloss er, nicht in das Geschäft seines Vaters einzusteigen, sondern zusammen mit seinem Bruder Max eine Scheuertuchweberei zu betreiben. Dafür musste er sich bei Gericht eine spezielle Ausnahmegenehmigung besorgen, denn mit 18 Jahren war er zu dieser Zeit noch nicht volljährig und geschäftsfähig. Sein Bruder Max Stern emigrierte am 28. August 1934 mit seiner Frau Hilde Löwenthal, die 1911 in Eschwege geboren worden war, nach New York.

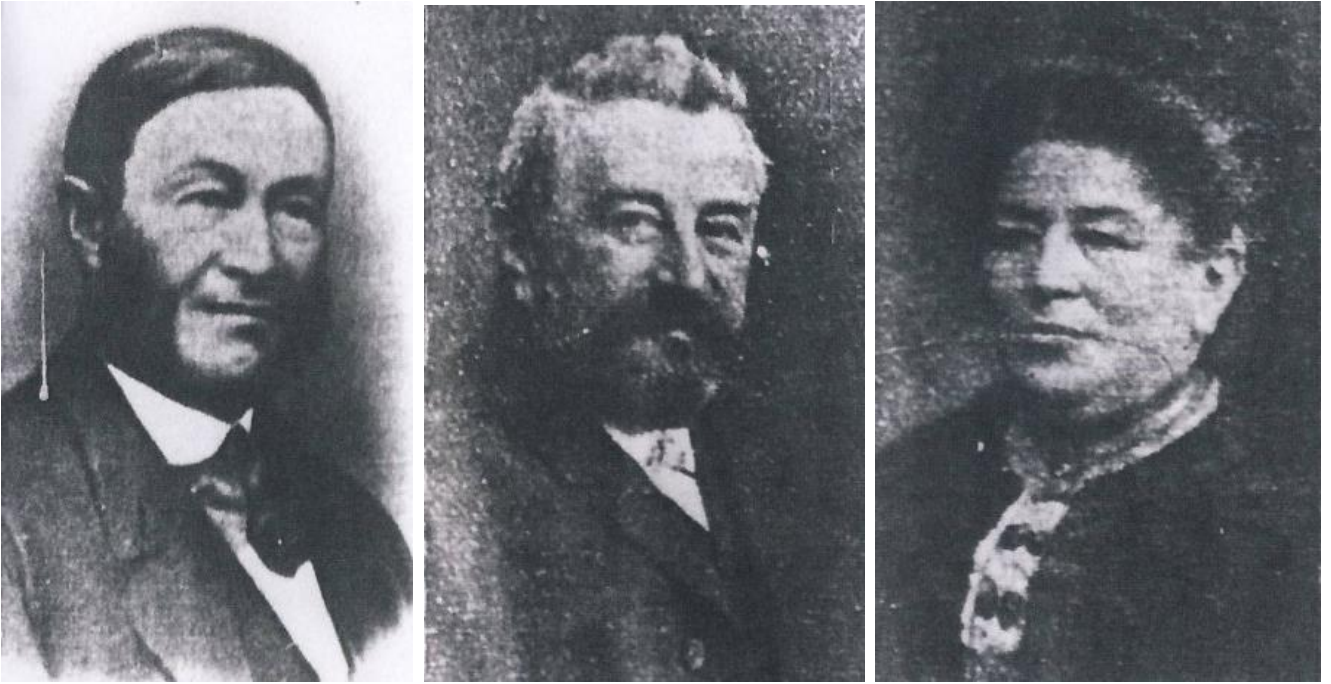
Moses (Moshe) Mainzer, der zweitälteste Sohn Schlomo Mainzers, ergriff den Beruf des Bäckers und gründete am 14. August 1848 mit **Ester (Ernes-**

tine) Stahl, der 1827 in Kissingen geborenen Tochter von Hirsch David Stahl und dessen Frau Babette Rosenstock (ca. 1794/95 – 1859), eine Familie. Dem Ehepaar, das in der Weidgasse 22 lebte, wo sich auch die Bäckerei der Mainzers befand, wurden fünf Kinder geschenkt: Maier (1849-1917), David (1850-50), der bereits mit neun Monaten starb, Itha (Ida) (*1852), Jette (*1853) und Charlotte, die nur eine Woche nach ihrer Geburt am 27. Mai 1856 starb. Wenige Wochen nach der Geburt ihrer jüngsten Tochter verstarb auch Esther Mainzer am 13. Juni 1856 mit erst 29 Jahren. Ein halbes Jahr später heiratete ihr Mann am 9. Dezember 1856 seine zweite Frau **Karoline Stahl** (1834-85), die sieben Jahre jüngere Schwester seiner Frau. Den Eheleuten wurde bereits am 4. Oktober 1857 eine Tochter geschenkt, die in Erinnerung an das ein Jahr zuvor verstorbene Kind den Namen Charlotte erhielt.²⁹ Viereinhalb Jahre später erblickte der Sohn **Salomon Mainzer** am 20. März 1862 das Licht der Welt, der nach der Volksschule zunächst eine Gewerbeschule und schließlich 1877/78 die 5. Klasse Kissinger Realschule besuchte.³⁰ Karolina Mainzer starb am 23. Dezember 1885 in Bad Kissingen mit 51 Jahren. Ihre Tochter **Charlotte (Zerline) Mainzer** schloss 1881 im hessischen Bornheim mit dem gebürtigen Frankfurter Marcus Schmidt (1853-1917), den Sohn von Herz Schmidt und Bertha Hamburger, den Bund fürs Leben. Ihr weiterer Lebensweg liegt leider bis jetzt im Dunkeln.³¹

²⁹ SBK, B 901 Geburts-, Trau- und Sterberegister der Israeliten zu Kissingen November 1811 bis September 1875

³⁰ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Salomon Mainzer, 30.8.2020

³¹ Pers. Mitt. von Elizabeth Levy (Israel), E-Mail vom 19.8.2020



Moses Mainzer, sein Sohn Mayer Mainzer und dessen Frau Jette Rosenbaum © Archiv Walter



Abraham und Fanny Rosenbaum © Archiv Walter

Die Familie von Moses Mainzer I

Ihre Halbschwester **Ida Mainzer** (1852-1909) heiratete am 11. Oktober 1871 in Kitzingen den Kaufmann **Moses Mayer** (1848-1921), der 1848 im unterfränkischen Sickershausen als Sohn des Viehhändlers David Mayer und dessen Frau Rosa Mantel zur Welt gekommen war. Dem Ehepaar, das in Kitzingen in der Rosengasse 12 wohnte, wurden vier Kinder geschenkt: David (1873-1942), Ernestine (Tinchen) (1874 - ca. 1943), Jettchen (1875-1942) und Sally (1878-1933). Moses Mayer führte in der Kaiserstraße in Kitzingen ein Geschäft für Antiquitäten, Öl, Fettwaren und chemische Produkte. Für die Kitzinger Synagoge stiftete er einen Thoramantel. Nach dem Tod Ida Mainzers im Februar 1909 ging Moses Mayer zunächst nach Pirmasens, wo seine Tochter Jettchen verheiratet war. Ende 1911 zog er dann zu seinem jüngsten Sohn Sally nach Würzburg und betrieb dort die Firma „M. Mayer“, die sich als Werkzeuggroßhandlung sowie als Schreiner- und Glasartikelhandlung einen Namen machte. Während des Ersten Weltkriegs arbeitete Moses Mayer auch als Antiquitätenhändler. Er starb am 31. Juli 1921 im Alter von 72 Jahren in Würzburg.³²

Sein ältester Sohn **David Mayer** machte nach der Realschule eine Lehre in der Metzgerei von Ignaz Rosenthal in Würzburg. Nachdem das Geschäft 1908 aufgegeben worden war, übersiedelte er im folgenden Jahr nach Rosenheim, wo er als Kaufmann tätig war. 1909 heiratete er die gebürtige Heilbronnerin **Natalie Bär** (1878-1942), die Tochter von Nellmann Bär und Sophie Mendle, in deren Geburtsort. Noch im selben Jahr kam der Sohn Alfred in Rosenheim zur Welt. 1924 übersiedelten die Mayers nach München. In der Pogromnacht wurde David Mayer verhaftet und in das KZ Dachau verschleppt, das er am 1. Dezember 1938 wieder verlassen konnte. Später mussten er und seine Frau Zwangsarbeit in München leisten, ihre Wohnung aufgeben und ab dem 5. Januar 1942 in das Internierungslager in der Clemens-August-Straße 9/0 in Berg am Laim ziehen. Von dort aus wurden sie am 16. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Zwei Monate später ließ sie das NS-Regime am 19. September 1942 in das Vernichtungslager Treblinka verschleppen, wo beide er-

³² Strätz, S. 382; Mitt. Elizabeth Levy, E-Mail 19.8.2020; Schneeberger, M.: Gedenkbuch Kitzingen. Yiskor, 2011, S. 242

mordet wurden.³³ Ihr Sohn **Alfred Mayer** wanderte im Juni 1938 von Bremerhaven an Bord der „S.S. Berlin“ nach New York aus. Er ließ sich später in Chicago nieder, wo er als Werkzeug- und Formenbauer arbeitete. Mit seiner Frau Miriam, die er nach 1941 heiratete, hatte er einen Sohn, der den Namen Jim erhielt und nach 1942 geboren wurde. Alfred Mayer starb am 22. August 1974 in Broward in Florida mit 64 Jahren.³⁴



David und Natalie Mayer, Kennkartendoppel 1938/39 © Stadtarchiv München DE-1992-KKD-2725/2783

David's jüngster Bruder **Sally Mayer** (1878-1933) leistete von 1898-1900 seinen Militärdienst ab, aus dem er als Unteroffizier entlassen wurde. 1911 zog er mit seiner Schwester Ernestine und seinem Vater in die Rückertstraße

³³ Pers. Mitt. von Elizabeth Levy (Israel), E-Mail vom 19.8.2020 sowie Bundesarchiv, Gedenkbuch: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 20.8.2020; Datenbank Unterfranken: Art. David Mayer. In: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/juf/Datenbank>, 20.8.2020; Stadtarchiv München, Biographisches Gedenkbuch der Münchner Juden 1933-1945: David Mayer. In: <http://www.muenchen.de/rathaus/gedenkbuch/gedenkbuch.html>, 20.8.2020; Schneeberger, S. 242 f

³⁴ Pers. Mitt. von Elizabeth Levy (Israel), E-Mail vom 19.8.2020

nach Würzburg, wo er von seinem Vater die Firma „M. Mayer“ übernahm und sie zusammen mit seinem Schwager Siegmund Eisenheimer führte. Am Ersten Weltkrieg nahm Sally Mayer als mehrfach ausgezeichnete Unterfeldwebel von 1914 bis 1918 teil. Nach 1920 holte er seinen Schwager Siegmund Eisenheimer als Teilhaber in seine Firma in der Neubaustraße. Am 28. Mai 1933 starb er unverheiratet im Alter von erst 54 Jahren in Würzburg.³⁵

Seine Schwester **Ernestine Mayer** heiratete 1893 den Nürnberger Kaufmann **Philipp Strauss** (1895-1943), der aus Schnodsenbach bei Scheinfeld stammte. Zwei Jahre später kam die einzige Tochter Irma in Nürnberg zur Welt. Doch bereits 1911 trennte sie sich von ihrem Mann, verließ die Dürerstadt und zog zu ihrem Bruder Sally und ihrem verwitweten Vater nach Würzburg. 1939 musste sie ihre Wohnung in der Rückertstraße 7 verlassen und zu ihrer Tochter Irma und deren Mann Siegmund Eisenheimer ziehen. Ab Ende 1941 lebte sie im jüdischen Altersheim in der Konradstraße 3, von wo aus sie am 23. September 1942 in das Ghetto Terezin deportiert wurde. Von Theresienstadt aus wurde sie nach Auschwitz verschleppt, wo sie am 18. Mai 1944 den Tod fand.

³⁶ Ihr ehemaliger Mann Philipp Strauss, der nach seiner Scheidung in Kitzingen, Würzburg und Hamburg lebte, wurde am 19. Februar 1943 von Berlin ebenfalls nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.³⁷

Ihre gemeinsame Tochter **Irma Strauß** heiratete 1920 den Würzburger Kaufmann **Siegmund Eisenheimer**, der 1888 als Sohn von Simon Eisenheimer und Regina Grünbaum in Würzburg geboren worden war. Nach der Schule hatte er von 1915 bis 1918 als Unteroffizier am Ersten Weltkrieg teil. Seit Anfang der 20er Jahre führte er in Würzburg die Werkzeuggroßhandlung von Irmas Großvater „M. Mayer“ zunächst zusammen mit seinem Schwager Sally Mayer und nach dessen Tod dann alleine fort. Nach seinem Tod Ende der 30er Jahre heiratete Irma Eisenheimer gegen 1940 in Würzburg den gebürtigen Würzburger Weinhändler **Wilhelm Reinstein** (1889-1941).

³⁵ Datenbank Unterfranken: Art. Sally Mayer. In: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/juf/Datenbank>, 20.8.2020

³⁶ Datenbank Unterfranken: Art. Ernestine Strauss. In: <http://www.historisches-unterfranken.uni-wuerzburg.de/juf/Datenbank>, 25.5.2013; Schneeberger, S. 243

³⁷ Bundesarchiv, Gedenkbuch: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 20.8.2020

Die Familie Reinstein

Wilhelm Reinstein stammte aus einer alteingesessenen fränkischen Weinhändlerfamilie, deren Wurzeln in Heidingsfeld bei Würzburg lagen. Die Mainstockheimerin **Käthchen Adler** (1833-1901) gründete mit dem Weinhändler Reinstein, bei dem es sich eventuell um den aus Gochsheim stammenden Weinhändler **Wolf Reinstein** handeln könnte, in Heidingsfeld eine Familie. Dem Ehepaar wurden zumindest drei Kinder geschenkt: Sophie (*1856), Martin (1858-1921) und Alfred (1863-1932). Eventuell war das 1861 verstorbene Klärle, dessen Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Heidingsfeld erhalten geblieben ist, eine weitere Tochter Käthchen Reinsteins, wenn Wolf Reinstein ihr Ehemann gewesen ist, der nachweislich Klärles Vater war.

Alfred Reinstein heiratete 1891 in Landau in der Pfalz **Frieda Wolf** (1869-1943), die älteste Tochter des Kaufmanns Jonathan Wolf und dessen Frau Amalie Albert (*1839). Frieda war zusammen mit ihren Geschwistern Rosalie (1870-1943) und Richard (1877-1924) in Herxheim bei Landau aufgewachsen. Nach der Hochzeit mit Alfred Reinstein zog sie zu ihrem Mann nach Würzburg, der dort zusammen mit seinem Bruder Martin in der Hindenburgstraße 34 die Weingroßhandlung „Gebrüder Reinstein“ betrieb und in der Hindenburgstraße 26 wohnte. Nachdem Martin Reinstein 1921 gestorben war, führte Alfred das Geschäft mit seiner Schwägerin Lotte und seinem Neffen Wilhelm weiter. Er starb elf Jahre nach seinem Bruder am 15. Dezember 1932 mit 69 Jahren in Würzburg. Seine Witwe, die kinderlos geblieben war, zog im April 1934 in die Friedenstraße 21 und im Oktober 1939 in das Haus der Weingroßhandlung, das ihr zusammen mit ihrer Schwägerin Lotte gehörte. 1939 zog ihre Schwester Rosalie, deren Mann, der Fabrikant Lindeck aus Kaiserslautern, inzwischen gestorben war, zu ihr nach Würzburg. Im August 1941 mussten die beiden Schwestern in die Sammelunterkunft in der Konradstraße 3 umziehen. Von dort wurden sie zusammen mit Lotte Reinstein und deren Tochter Elly nach Theresienstadt deportiert, wo Rosalie am 14. Januar 1943 mit 72 Jahren, ihre Schwester Frieda einen Monat später am 19. Februar 1943 mit 73 Jahren starb. ³⁸

³⁸ Vgl. Stolpersteine Würzburg: Art. Frieda Reinstein. In: <https://stolpersteine-wuerzburg.de/opfer/?q=258>, 30.4.2021

Alfreds Bruder **Martin Reinstein** (1858-1921), der 1883 nach Würzburg zog und dort mit seinem Bruder die Weingroßhandlung gründete, heiratete 1889 in Bad Mergentheim **Lotte Stiefel** (1866-1943), die 1866 im badischen Hochhausen als Tochter des Kaufmanns Max Stiefel (1838-1921) und dessen aus Urspringen stammenden Frau Karoline Heilner (1836-1912) zur Welt gekommen war. Das Haus in der Hindenburgstraße 34 war nicht nur Firmensitz, sondern diente der Familie auch als Wohnhaus. Den Reinsteins wurden fünf Kinder geschenkt: Wilhelm (1889-1941), Luise (1890-91), die bereits mit zwei Jahren im Januar 1891 verstarb, Paul (1892-1942), Elly (1896-1942) und Arnold (1902-41). Nach dem frühen Tod Martin Reinsteins 1921 führte seine Witwe zusammen mit ihrem Sohn Wilhelm und ihrem Schwager Alfred die Weinhandlung weiter. Auch ihr Sohn Arnold half im Geschäft mit aus. Unter dem Druck des NS-Regimes musste die Familie 1939 das Geschäft schließlich aufgeben. Nachdem Lotte Reinstein immer schlechter sehen konnte, führte ihr ihre Tochter Elly, die inzwischen von ihrem Mann Hermann Reis geschieden war, den Haushalt. Zuletzt musste Lotte Reinstein ihr Haus in der Hindenburgstraße verlassen und mit ihrer Tochter zeitweise in die Wohnung ihrer Schwester **Marie Münster** und deren Familie am Haugerring 14 ziehen. Marie hatte 1902 den Kaufmann **Moritz Münster** (1871-1942) geheiratet, der 1871 als Sohn des Metzgers Isaak Münster und dessen Frau Ernestine Wetzler in Forchheim geboren worden und 1895 nach Würzburg gezogen war, wo er fünf Jahre später eine Mehlgroßhandlung am Haugerring 15 gründete. 1903 wurde den Münsters die einzige Tochter Lane geschenkt. 1938 musste Moritz Münster unter dem Druck der Behörden sein Geschäft aufgeben und später mit seiner Frau zu ihrer Tochter und deren Mann, dem verwitweten Kaufmann **Max Friedmann** (1871-1944), ins Nachbarhaus am Haugerring 14 ziehen. 1941 mussten sie auch diese Wohnung aufgeben und in das jüdische Altersheim in der Dürerstraße 20 gehen, das von den Behörden als Sammelunterkunft benutzt wurde, während Max und Lane Friedmann in die Sammelunterkunft in der Bibrastraße 6 übersiedeln mussten, wo inzwischen auch Elly Reis wohnte. Maries Schwester Lotte Reinstein sah sich gezwungen, in das jüdische Altenheim in der Konradstraße 3, das ebenfalls als Sammelunterkunft diente, zu ziehen. Von dort wurde sie am 23. September 1942 zusammen mit

ihrer Tochter Elly, ihrer Schwägerin Frieda, ihrer Schwester Marie und deren Familie sowie zwei Cousinen nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 29. Mai 1943 mit 77 Jahren starb.³⁹ In Theresienstadt fanden ebenfalls Moritz Münster und Max Friedmann den Tod: Sie starben dort am 9. Oktober 1942 bzw. am 1. März 1944. Marie Münster und ihre Tochter Lane wurden vom Ghetto Theresienstadt aus am 18. Mai 1944 nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet.⁴⁰

Paul Reinstein (1892-1942) studierte nach dem Abitur Medizin und ließ sich 1924 als Arzt in Berlin nieder. Eine Zeitlang wohnte seine Schwester Elly bei ihm, als sie sich von Mai bis August 1940 in Berlin zur Hutmacherin umschulen ließ. Er wurde am 13. April 1942 im Zuchthaus Görden in Brandenburg an der Havel einen Monat nach seinem 50. Geburtstag ermordet.⁴¹

Seine Schwester **Elly Reinstein** (1896-1942) verbrachte ihre Jugend in Würzburg. Um 1920 heiratete sie den aus Eubigheim bei Bad Mergentheim stammenden Reisenden **Hermann Reis** (1883-1955) und zog mit ihm nach Essen. Nach ihrer Scheidung 1936 kehrte sie irgendwann wieder nach Würzburg zurück, wo sie in ihrem Elternhaus in der Hindenburgstraße wohnte und ihrer Mutter, die zunehmend erblindete, den Haushalt führte. Als ihre Brüder in der Pogromnacht verhaftet wurden, setzte sie sich mit Gesuchen für ihre Freilassung ein. 1940 ließ sie sich in Berlin zur Hutmacherin umschulen. Zuletzt wohnte sie in Würzburg am Haugerring 14 und in der Sammelunterkunft in der Bibrastraße 6. Am 23. September 1942 wurde sie mit ihrer Mutter und ihrer Tante nach Theresienstadt deportiert, von wo aus sie am 12. Oktober 1944 nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet wurde.⁴² Ihr geschiedener Mann Hermann Reis überlebte die Verfolgung in der NS-Zeit und starb am 16. April 1955 mit 71 Jahren in Cleveland.⁴³

Wilhelm Reinstein absolvierte nach der Volksschule sechs Klassen Gymnasium und seiner Zeit als „Einjährig Freiwilliger“ beim Militär eine dreijährige

³⁹ Vgl. Stolpersteine Würzburg: Art. Lotte Reinstein. In: <https://stolpersteine-wuerzburg.de/opfer/?q=261>, 30.4.2021

⁴⁰ Vgl. Gedenkbuch des Bundesarchivs: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 30.4.2021, sowie Stolpersteine Würzburg: Art. Marie Münster: <https://stolpersteine-wuerzburg.de/opfer/?q=122>, 30.4.2021

⁴¹ Vgl. Gedenkbuch des Bundesarchivs: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 30.4.2021, sowie Stolpersteine Würzburg: Art. Elly Reis. In: <https://stolpersteine-wuerzburg.de/opfer/?q=262>, 30.4.2021

⁴² Vgl. ebd.

⁴³ Vgl. Datenbank Genicom: Art. Elly Reinstein. In: <https://www.geni.com/people/Elly-Reinstein/6000000064026626978>, 30.4.2021

Lehre in der Weinbranche in Bingen am Rhein. 1908 trat er in die elterliche Weinhandlung „Gebrüder Reinstein“ ein, für die er zunächst vor allem als Reisender tätig war. Von 1916 bis 1918 nahm er als Soldat am Ersten Weltkrieg mit verschiedenen Auszeichnungen, u.a. dem EK II und dem Ehrenkreuz für Frontkämpfer, teil. Als Kriegsteilnehmer trat er dem Reichsbund jüdischer Frontsoldaten bei. Er engagierte sich zudem im Jüdischen Turn- und Sportverein. Nachdem sein Vater Martin Reinstein 1921 gestorben war, übernahm er zusammen mit seiner Mutter Lotte und seinem Onkel Alfred die Leitung des Familienbetriebs. 1936 verurteilte ihn das Landgericht Waldshut wegen des Vorwurfs der Homosexualität zu zehn Monaten Gefängnis. Im März 1937 kam er aus der Haft frei, erhielt danach aber keine Legitimationskarte mehr, so dass er eigentlich keine Geschäftsreisen mehr unternehmen durfte. Da seine Tätigkeit in der Firma dies aber mit sich brachte, wurde er wegen Verstöße gegen die Gewerbeordnung zu Geldstrafen verurteilt, nachdem ihn ein Konkurrent denunziert hatte. In der Pogromnacht 1938 wurde er erneut festgenommen und in das KZ Buchenwald deportiert. Von dort wurde er, nachdem sich seine Schwester Elly für ihn in einem Gesuch eingesetzt hatte, am 1. Dezember 1938 entlassen, um das Geschäft in Würzburg aufzulösen und auszuwandern. Die Pläne zur Auswanderung zerschlugen sich jedoch. Wilhelm Reinstein wurde schließlich dazu verpflichtet, als Straßenkehrer für die Stadt Würzburg zu arbeiten, was aber rasch zu einer Verschlechterung seiner Gesundheit führte. Um 1940 heiratete er **Irma Eisenheimer**, die in seiner Nachbarschaft wohnte. Nach der Hochzeit lebten die Reinsteins kurzzeitig noch zusammen mit Irmas Mutter Ernestine Strauß in der Friedenstraße 26. Am 27. November 1941 wurden Irma und Wilhelm Reinstein von Würzburg nach Nürnberg verschleppt, von wo aus sie am 29. November 1941 nach Riga-Jungfernhof, einem Außenlager des Rigaer Ghettos, deportiert wurden, wo beide den Tod fanden.⁴⁴

⁴⁴ Stolpersteine Würzburg: Art. Wilhelm Reinstein. In: https://www.stolpersteine-wuerzburg.de/wer_opfer_lang.php?quelle=wer_patn.php&opferid=259, 10.2.2013; Strätz, S. 613; <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 25.5.2013



Wilhelm Reinstein © Staatsarchiv Würzburg Gestapo 10212

Wilhelms jüngerer Bruder **Arnold Reinstein**⁴⁵ (1902-41) besuchte nach der Volksschule ab dem Schuljahr 1912/13 die Oberrealschule in Würzburg (das heutige Röntgen-Gymnasium). Im Frühjahr 1919 meldete sich der 17-Jährige freiwillig zum Freikorps, das sich die Niederschlagung kommunistischer Räterepubliken in verschiedenen bayerischen Städten zum Ziel gesetzt hatte. Nach seiner Zeit beim Freikorps kehrte er an seine alte Schule, an der er Mitglied der Schülerverbindung Abituria war, zurück und legte dort 1921 das Abitur ab. Danach schrieb er sich für das Studium der Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft an der Universität seiner Geburtsstadt ein, brach dieses aber 1927 wieder ab. Parallel zu seinem Studium übernahm er nach dem Tod des Vaters 1921 zusammen mit seinem Bruder Wilhelm die elterliche Weinhandlung. Doch sagte ihm weder das Studium noch das Weingeschäft sonderlich zu. Mit Freude redigierte er hingegen bis 1927 die Seite „Kunst und Theaterkritik“ in der Würzburger SPD-Zeitung „Fränkischer Volksfreund“, für die er auch Glossen im Stil von Kästner und Ringelnatz schrieb. Seine eigentliche Leidenschaft gehörte aber der Fotografie, der er sich nach dem Ende seines Studiums verstärkt widmete. 1933 konnte er seine Aufnahmen sogar in der jüdischen Kunsthandlung Josef Laredo in Würzburg ausstellen. Reinstein, der dem jüdischen Kulturbund angehörte, war aber nicht nur kulturell, sondern auch sportlich sehr interessiert. Mit Josef Neckermann unternahm er in den 20er Jahren gemeinsame Ausritte und 1905 lernte er in der Würzburger Rudergesellschaft den nichtjüdischen Zahndentisten Karl Holzapfel kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband, die beiden in der NS-Zeit aber zum Verhängnis werden sollte.

Arnold Reinstein, der zunächst der DDP, dann der SPD nahestand, geriet schon früh ins Visier der Würzburger Gestapo. Anfang 1934 überwachte sie seine Post und durchsuchte seine Wohnung, wobei die Gedichtbände von Tucholsky und Kästner den Argwohn der Gestapo erweckten.

⁴⁵ Grundlage der Ausführungen zu Arnold Reinstein waren: Flade, Roland: Arnold Reinsteins verbotene Freundschaft: Von den Nazis in den Tod getrieben. In: Main-Post, 24.3.2009. In: Main-Post: <https://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/arnold-reinsteins-verbotene-freundschaft-von-den-nazis-in-den-tod-getrieben-art-5040943>, 30.4.2021; Opferdatenbank: Art. Arnold Reinstein. In: <https://opferdatenbank.de/arnold-reinstein/#more-193>, 30.4.2021; Nüdling, Wolfgang: Abiturianer jüdischen Glaubens. In: Abituria Wirceburgia zu Würzburg e.V. (Hrsg.): 100 Jahre Abituria Wirceburgia zu Würzburg (1910-2010), Würzburg 2010, S.354. In: Abituria.org: https://www.abituria.org/wp-content/uploads/2019/06/Abituria-Festschrift-Endfassung-mit-Quellenangabe_S347-357_j%C3%BCdische-Mitglieder.pdf. Der Artikel wurde mir freundlicherweise von Dr. Wolfgang Nüdling zur Verfügung gestellt.



Oberrealschule Würzburg, 1915 und 1917 Sammlung Dr. Wolfgang Nüdling OB-03400; OB-02200

Wie sein Bruder wurde Arnold Reinstein in der Pogromnacht 1938 verhaftet, aber im Gegensatz zu ihm in das KZ Dachau verschleppt, aus dem er am 10. Dezember 1938 nach einem Gesuch seiner Schwester Elly, die inzwischen von ihrem Mann Hermann Reis geschieden war, wieder entlassen worden. Elly Reis hatte den Behörden gegenüber angegeben, dass sie ohne ihre Brüder die vom NS-Staat gewünschte Auflösung der Weinhandlung und den Verkauf des Hauses nicht abwickeln könne. Arnolds Versuche, in die USA oder in die Dominikanische Republik auszuwandern, zerschlugen sich jedoch. Und so musste er in einer Würzburger Autofirma Zwangsarbeit als Automechaniker leisten. Nachdem er ein Angebot aus England erhalten hatte, dort als Fotograf zu arbeiten, und er von der Zwangsarbeit aus gesundheitlichen Gründen befreit worden war, erlaubten die Behörden ihm, sich in Berlin und Köln als Fotograf fortzubilden. Auch durfte er in seiner Würzburger Wohnung Fotos von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde machen, die diese für ihre Auswanderungsanträge brauchten. Während seine 1912 in Würzburg geborene Verlobte **Norma Strauß**, die nach der Schul- und Berufsausbildung in Würzburg ein Atelier für Handweberei betrieben hatte, nach England emigrieren konnte, blieb Arnold Reinstein dieser Weg wohl aus finanziellen Gründen versagt. Nachdem er von einem Würzburger Bürger aufgrund seiner Fotoleidenschaft als vermeintlicher Spion denunziert worden war, wurde seine Wohnung von der Gestapo im Januar 1940 durchsucht. Zwar fand sie keine Anhaltspunkte für eine Spionagetätigkeit – etwa in Form von Fotos von militärischen Objekten –, doch verbot die Gestapo ihm, außerhalb seiner Wohnung zu fotografieren. Arnold Reinstein hoffte lange noch, nach Amerika emigrieren und dort als Fotograf seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Doch mit der Zeit wuchs seine Verzweiflung, wie er am 23. September 1940 seinem nach Portugal emigrierten Freund Alfred Haas in einem Brief anvertraute: „Vermutlich werde ich mich eines Tages beeilen, meinen restlichen Entwickler auszusaußen, da ich hoffentlich fürs Jenseits kein Visum brauche.“⁴⁶ Und im Februar 1941 schreibt er Otto Haas voller Sarkasmus: „Ich scheine ja im Himmel seit einiger Zeit ganz besonders unbeliebt zu sein und das rächt sich dann auf Er-

⁴⁶ Brief Arnold Reinsteins an Alfred Haas vom 23.9.1940, zitiert nach: Flade, Arnold Reinsteins verbotene Freundschaft:

den. Ich weiß nicht, ob mein Schutzengel überfahren worden ist oder unter ein Flugzeug geraten ist, auf jeden Fall gehen sie da oben schwer mit mir um.“⁴⁷ Doch schließlich schien sich nach all den gescheiterten Auswanderungsversuchen für Arnold Reinstein doch noch alles zum Guten zu wenden: Ein amerikanischer Verwandter seiner Großmutter Karoline Stiefel (die als Karoline Heilner in Urspringen geboren worden war) war bereit, das für die Emigration notwendige Affidavit für ihn auszustellen und die erforderlichen 420 Dollar aufzubringen, so dass Arnold das Visum zur Einreise in die USA vom amerikanischen Konsulat in Stuttgart tatsächlich erhielt. Im Mai gelang es ihm dann noch, eine Schiffspassage nach Amerika zu buchen. Voller Vorfreude auf die bevorstehende Ausreise unternahm er mit seinem Freund Karl Holzapfel, der trotz des Verbots den Kontakt zu ihm auch in der NS-Zeit aufrechterhalten hatte, am 18. Mai 1941 eine Fahrradtour nach Urspringen, wo er u.a. das Haus der Familie Heilner fotografierte. Er wollte damit seinem Verwandten eine Freude machen und sich auf diese Weise für das Affidavit bedanken, wenn er ihn demnächst in Amerika treffen würde. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen: Einwohner meldeten die beiden Freunde der Gendarmerie in Urspringen, die beide verhörte und den Film beschlagnahmte. Am 27. Mai wurde auf Anordnung des Würzburger Gestapo-Chefs Michael Völkl Arnold Reinstein verhaftet, einige Tage später dann sein Freund Karl Holzapfel. Völkl beantragte für beide beim Reichssicherheitshauptamt in Berlin „Schutzhaft“ und Einweisung in ein KZ, da sie bereits früher schon Radfahrten nach Veitshöchheim, Randersacker und Sommerhausen unternommen hätten und mehrfach in Würzburg spazieren gegangen seien. „Beide“, so Völkl, „glaubten, in Freundschaft miteinander verkehren zu dürfen.“⁴⁸ Arnolds Schwester Elly Reis bat die Gestapo um eine Entlassung ihres Bruders und verwies dabei auf die bevorstehende Ausreise nach Amerika. Doch ihre Gesuche blieben erfolglos. Als die „Schutzhaft“-Befehle am 20. August 1941 in Würzburg eintrafen und die beiden Freunde in das KZ Dachau verschleppt wurden, war Arnolds Schiff nach Amerika längst abgefahren und damit auch seine letzte Möglichkeit zur Ausreise zerschlagen. Am 23. August 1941 verabschiedete er sich von seiner Schwester Elly mit einem Brief: „Daß ich das Fotografier-Verbot so

⁴⁷ Brief Arnold Reinsteins an Otto Haas vom Februar 1941, zitiert nach ebd.

⁴⁸ Zitiert nach ebd.

kurz vor meiner schon feststehenden Auswanderung übertreten habe, habe ich so bitter bereut wie nichts in meinem Leben. [...] Ich muss, nachdem Schutzhaftbefehl gegen mich ergangen ist, damit rechnen, dass ich in Kürze ins Lager komme. Was das für mich bedeutet, weißt Du. Es wäre das Ende, und ich bin fest davon überzeugt, dass es so weit ist. Es ist mir noch unfaßbar, wie alle mühsame Arbeit dieser letzten Jahre zu nichts geführt hat als zu diesem Unglück.“⁴⁹ Nur der sofortige Nachweis einer Auswanderungsmöglichkeit könnte ihn noch vor dem KZ bewahren. Während er inhaftiert war, konnte er die dafür notwendigen Schritte nicht unternehmen: „Ich weiß nicht“, so Arnold Reinstein weiter, „wie ich das machen soll mit gebundenen Händen, und ob ich jetzt noch einmal so schnell einen Schiffsplatz bekomme, nachdem ich diesen glücklichen Zufall vor drei Monaten nicht mehr ausnutzen konnte. [...] Ich grüße und denke an alle, die mich lieb gehabt haben. Euer Arnold.“⁵⁰

Die Gestapo Würzburg hielt den Brief jedoch zurück, so dass er nie seine Adressatin erreichen sollte. Zwei Tage nachdem er den Brief geschrieben hatte, wurde Arnold Reinstein nach Dachau deportiert. Vier Wochen später erhängte er sich in der Nacht zum 17. Oktober 1941 in seiner Zelle. Seine Leiche wurde verbrannt, seine Urne auf dem jüdischen Friedhof in Würzburg beigesetzt. Einen Monat später wurde Karl Holzapfel am 27. November 1941 aus Dachau entlassen. Es war der Tag, an dem Arnolds Bruder Wilhelm und dessen Frau Irma nach Riga-Jungfernhof deportiert wurden.

Arnold Reinsteins 1912 geborene Verlobte **Norma Strauß**, die nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs von 1940 bis 1942 auf der Isle of Man als „feindliche Ausländerin“ von den britischen Behörden interniert worden war, erreichte nach Kriegsende 1945, als seine Ehefrau posthum anerkannt zu werden, da einige Freunde bezeugen konnten, dass Arnold und sie heiraten eigentlich heiraten wollten und lediglich durch die politischen Umstände davon abgehalten wurden. Sie kehrte als Mitarbeiterin der US-Zensur-Behörde nach Deutschland zurück und arbeitete später in West-Berlin als Angestellte für den Senat. 1982 lebte sie dort im Ruhestand.⁵¹

⁴⁹ Zitiert nach Nüdling, Abiturianer jüdischen Glaubens.

⁵⁰ Zitiert nach Flade, Arnold Reinsteins verbotene Freundschaft

⁵¹ Strätz, S. 453



Auf der Radtour am 18. Mai 1941, die für beide zum Verhängnis werden sollte, fotografierte Karl Holzapfel seinen Freund Arnold Reinstein in einer ausgelassenen Pose, die dessen Freude über die bevorstehende Auswanderung zum Ausdruck bringt. © Staatsarchiv Würzburg: Gestapo-Akte 10207



Ernestine Mainzer und ihr Mann Moses Frank © Archiv Walter



Raphael und Hannchen Frank und ihre Tochter Else Frank/Frenkel © Archiv Walter

Die Familie von Moses Maier II

Auch Ernestines jüngere Schwester **Jettchen Mayer** (1875-1942) wurde Opfer der Shoah. Ende Dezember 1909 heiratete sie in ihrer Geburtsstadt den Textileinzelhändler **Joseph Strauss** (1873-1939) aus Windecken, mit dem sie nach Pirmasens zog. Nach dessen Tod Ende Januar 1939 übersiedelte sie nach München, wo sie vermutlich bei ihrem Bruder David und seiner Frau lebte. Wie diese wurde sie in das Internierungslager in Berg am Lain eingewiesen, von wo aus sie Anfang April 1942 in das Ghetto Piaski deportiert wurde, wo sie wahrscheinlich unmittelbar nach ihrer Ankunft den Tod fand.⁵²

Moses Mainzers ältester Sohn **Maier Mainzer** verdiente seinen Lebensunterhalt als Viehhändler und heiratete am 31. Dezember 1873 in Schweinfurt **Jette Rosenbaum**, die 1849 in Schonungen als Tochter von Samuel Rosenbaum (1819-93) und dessen aus dem thüringischen Berkach stammenden Frau Fanny Debora Frank (1822-73)⁵³ geboren worden war. Das Ehepaar hatte sieben Kinder: Ernestine (*1875), Fanny (*1876), Bella (1877-1946), Siegfried (*1878), Adolf (*1880), Hugo (*1881) und Regina (Ina) (*1883). In Bad Kissingen wohnten die Mainzers in der Maxstraße und in der Hemmerichstraße 21 (heute: 26 und 28). Maier Mainzer starb als Privatier am 21. Juli 1917 in Bad Kissingen. Die Inschrift auf seinem Grabstein weist ihn als Vorbeter in der Synagoge aus.⁵⁴ Seine Frau Jette überlebte ihn um fünf Jahre. Sie starb am 31. März 1922 in Halle an der Saale.⁵⁵

Ihre Tochter **Ernestine Mainzer** (1875-1943)⁵⁶ heiratete Mitte November 1895 den Viehhändler und Kaufmann **Moses Frank** (1867-1940), der 1867 in Steinach an der Saale als Sohn des Viehhändlers Raphael Frank und dessen Frau Hannchen Löwenthal geboren worden war. Dem Ehepaar wurden drei Kinder geschenkt, die alle in Bad Kissingen zur Welt kamen: Martin (*1898),

⁵² Schneeberger, S. 244; Bundesarchiv, Gedenkbuch: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 20.8.2020

⁵³ Vgl. Sta Wü, Pfarrmatrikelzweitschrift Nr. 4080 (Hinweis Elisabeth Böhler) sowie David Frenkel, Ramat Gan: Stammbaum der Familie Frenkel. Die Quelle wurde mir freundlicherweise von Rudolf und Marlies Walter zur Verfügung gestellt.

⁵⁴ Hinweis von Izchak und Raaya Nadel (Israel), E-Mail vom 5.3.2013

⁵⁵ Der Stammbaum der Familie Frenkel nennt abweichend den 20. März 1922 als ihr Sterbedatum (David Frenkel, Ramat Gan: Stammbaum der Familie Frenkel).

⁵⁶ Ausgangspunkt und Grundlage der vorliegenden Biografie über die Familie von Moses und Ernestine Frank waren (sofern nicht anders angegeben): Walter, Gedenkbuch: Art. Moses und Ernestine Mainzer, 5.5.2019 sowie die dort verwendeten Quellen, insbesondere Gedenkbuch Halle: Art. Ernestine Frank. In: <http://www.gedenkbuch.halle.de/gbdatensatz.php?num=85>, 5.5.2019 sowie das Schreiben von Ralf Jacob vom Stadtarchiv Halle vom 4.07.2018 an Marlies und Rudolf Walter, das diese mir freundlicherweise zur Verfügung stellten.

Richard (*1901) und Else (Fanny) (*1906). 1912 zogen die Franks nach Halle an der Saale, wo Moses als Kaufmann und Prokurist in der „Viehhandlung Joseph Frank“ in der Delitscher Straße 89 arbeitete, die seinem Schwager Hugo Mainzer und dessen Schwager Moritz Fried gehörte. Moses Frank starb am 21. Februar 1940 in der Händelstadt mit 73 Jahren. Seine Frau Ernestine musste unter dem Druck der NS-Diktatur in das jüdische Altersheim Boelckestraße 24 ziehen, das als Sammelunterkunft ausgewiesen war. Ihr Vermögen in Höhe von 20686, 13 RM wurde von den NS-Behörden eingezogen. Am 19. September 1942 wurde sie nach Leipzig verschleppt und am folgenden Tag nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 17. September 1943 im Alter von 68 Jahren starb. Während ihr ältester Sohn **Martin Frank** am 9. Januar 1917 wenige Tage vor seinem 19. Geburtstag als Soldat im Ersten Weltkrieg fiel ⁵⁷, ging ihr jüngster Sohn **Richard Frank** auf die Realschule in Halle und 1911 für einige Wochen, als er seine Großmutter besuchte, auch auf die Realschule in Bad Kissingen. Richard Frank ließ sich zum Kaufmann ausbilden und emigrierte in die Niederlande, wo er in Amsterdam wohnte, ehe er am 28. August 1937 von Rotterdam aus mit der „S.S. Statendam“ in die USA emigrierte, wo er zunächst bei seinem Onkel O. Frank wohnte. Auch seiner Frau Elisabeth gelang die Flucht in die Staaten. 1940 lebten beide in Harrisburg Dauphin (Pennsylvania). Richard Frank starb im Oktober 1980 mit 79 Jahren. ⁵⁸ Seine Schwester **Else Frank** heiratete den Bauhausarchitekten Hans Hermann (Chanan) Frenkel und wanderte mit ihm nach Eretz Israel aus, wo er 1957 mit 51 Jahren in Tel Aviv und sie am 1987 in Ramat Gan starb. ⁵⁹ Ernestines jüngster Bruder **Hugo Mainzer** (1881-1960) ⁶⁰ besuchte von September 1891 bis Juli 1897 die Kissinger Realschule. Bereits wenige Jahre später ging er im Jahr 1900 nach Halle, wo er mit seinem Schwager Moses (Mo-

⁵⁷ Vgl. zu den Sterbedaten von Martin Frank Onlineprojekt Gefallenendenkmäler: Martin Frank. In: http://denkmalprojekt.org/verlustlisten/vl_rjf_wk1_orte_k.htm, 5.5.2019

⁵⁸ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Richard Frank, 5.5.2019

⁵⁹ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Else Frenkel, 5.5.2019 sowie die dort angegebenen Quellen, insbesondere: Bauhaus Dessau Webseite, Künste im Exil: <https://kuenste-im-exil.de/KIE/Content/DE/Personen/frenkel-CHANAN.html>, 5.5.2019; Bauhauskooperation Berlin Dessau Weimar: Art. Chanan Frenkel. In: <https://www.bauhaus100.de/das-bauhaus/koepfe/studierende/CHANAN-frenkel>, 5.5.2019 sowie David Frenkel, Ramat Gan: Stammbaum der Familie Frenkel

⁶⁰ Grundlage der vorliegenden Biografie über Hugo und Hertha Mainzer waren neben dem Gedenkbuch Halle: Art. Ernestine Mainzer. In: <http://www.gedenkbuch.halle.de/gbdatensatz.php?num=85>, 30.6.2013, vor allem Walter, Gedenkbuch: Art. Hugo Mainzer, 5.5.2019, sowie die dort verwendeten Quellen, insbesondere das Schreiben des Stadtarchivs Halle an Rudolf Walter vom 4.7.2018 und das Oral-History-Interview mit Martin Mainzer, Leo Baeck Institute: <http://search.cjh.org>, 5.5.2019.

ritz) Fried das Viehhandelsgeschäft „Joseph Frank“ betrieb, das zu den bedeutendsten Unternehmen seiner Art zählte. So wickelte etwa die deutsche Regierung den gesamten Viehhandel mit Ostpreußen über Hugo Mainzers Firma ab. Der wirtschaftliche Erfolg brachte ihm einen nicht unbedeutenden Wohlstand ein, so dass er bald zur oberen Mittelklasse von Halle gehörte. Auch in der jüdischen Gemeinde der Händelstadt erwarb er sich großes Ansehen: So war er der letzte frei gewählte Vorsitzende der Kultusgemeinde. Er gehörte zudem dem „Central-Verein deutscher Juden jüdischen Glaubens“ an und versuchte, auf liberale Weise sein Deutschtum mit seiner jüdischen Herkunft zu verbinden. Bis 1933 lehnte er den Zionismus leidenschaftlich ab. Er sah seine Zukunft und die der deutschen Juden ganz in Deutschland, das er als seine Heimat empfand. Privat fand er sein Glück in der im April 1914 in Erfurt geschlossenen Ehe mit der 13 Jahre jüngeren **Hertha Cohn**, die 1895 in Schmalkalden als Tochter des Kaufmanns Wilhelm Markus Cohn (1854-1926) und dessen Frau Sophie Hecht (1865-1938) zur Welt gekommen war.⁶¹

Exkurs: Die Familie Cohn

Die **Familie Cohn** war dabei eine Familie mit großer Geschichte und großer Bedeutung, wie Herthas ältester Sohn Martin zu berichten weiß: „Meine Mutter kam aus einer kleinen Stadt. Sie stammte aus einer sehr angesehenen Familie [...]. Im 18. Jahrhundert waren die Mitglieder ihrer Familie Hofjuden des Königs von Sachsen und Polen. Es war eine Familie voller angesehener Gelehrter. [...] Die Fügung wollte es so, dass meine Mutter in die Stadt zurückkam, in der ihre Familie zu den Gründern der ersten jüdischen Gemeinde nach dem Mittelalter gehört hatte.“⁶²

So sehr die Familie Cohn/Marx auch mit Halle verbunden war, so liegen ihre Wurzeln doch nicht in Sachsen, sondern im Rheinland, wo sie sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen lassen. Als erster Vorfahre wird **Rabbi Moshe**, der Sohn von Rabbiner Mordechai, in Deutz greifbar, wo er mehr als vierzig Jahre als Distriktsrabbiner von Köln tätig war. Nachdem der Kölner Stadtrat

⁶¹ Vgl. ebd.

⁶² Mainzer, Martin: From generation to generation: the family of Marx-Cohn traced from the mid-16th century to the close of the 18th century. In: Center for Jewish History: <https://archive.org/stream/marxcohnfamilyf001#mode/1up>, 9.8.2019, Übersetzung von Hans-Jürgen Beck. Auf den Text hat mich freundlicherweise Rudolf Walter aufmerksam gemacht.

1424 alle jüdischen Einwohner der Stadt verwiesen hatte, siedelten diese sich unter dem Schutz des Kölner Erzbischofs in Deutz unmittelbar vor den Toren der Domstadt an. Rabbi Moshe starb 1827 und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Köln begraben. Sein Sohn **Rabbi Mordechai**, der nach seinem verstorbenen Großvater benannt worden war, hatte vier Söhne und vier Töchter. Er starb 1681 in Königswinter bei Bonn. Unklar ist bei ihm – wie auch bei vielen anderen Mitgliedern der Familie Cohn/Marx –, ob der Titel „Rabbiner“ ein Hinweis auf eine Tätigkeit als Rabbiner oder Richter darstellt oder lediglich als ein Ehrentitel zu verstehen ist, der die besondere Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Wertschätzung des Betroffenen zum Ausdruck bringen sollte.⁶³

Mordechais 1654 in der niederrheinischen Hansestadt Emmerich geborener Sohn **Assur Marx** ist sicherlich der bedeutendste Vertreter der Familie. Mit 31 Jahren heiratete er im Juni 1685 seine Frau **Gnendel (Helena)** in Hannover, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter hatte. Nach der Heirat übersiedelte er mit seiner Frau nach Halle. Er gehörte damit zu den ersten Juden, die nach der Ausweisung der jüdischen Bevölkerung aus Halle im Jahre 1493 durch den Erzbischof dort wieder ansässig wurden. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, in dessen Herrschaftsgebiet Halle lag, hatte eine Trendwende im Umgang mit den Juden eingeleitet: Nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges war das Land Brandenburg ausgeblutet und erschöpft. Friedrich Wilhelm lud daher Juden, aber auch Hugenotten, ein, sich in seinem Land niederzulassen, um so die darniederliegende Wirtschaft wieder anzukurbeln. Assur Marx folgte mit seiner jungen Frau dieser Einladung. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Handelsbevollmächtigter und Buchhalter von Behrend Lehmann, eines einflussreichen, bedeutenden Hofjuden aus Hannover. 1686 kam in der Saalestadt Assur Marx´ ältester Sohn Marx Assur zur Welt.

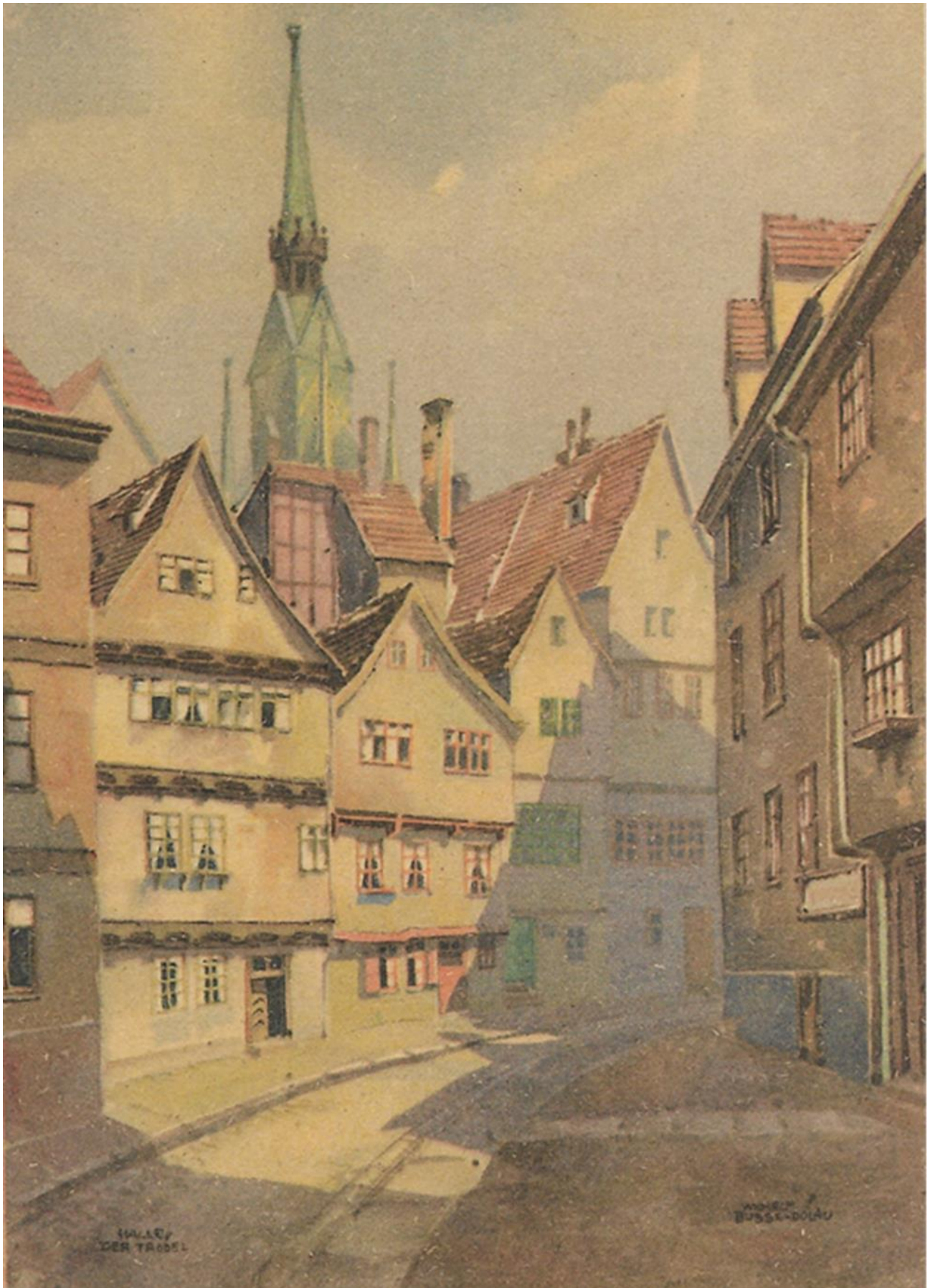
Die offizielle Erlaubnis zur Niederlassung erhielt Assur Marx jedoch erst 1688: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, stellte Ende März dem Stiefsohn seines Hofjuweliers einen Schutzbrief aus, der es diesem erlaubte, sich mit seiner Familie, seinen Bediensteten und Handelspartnern in Halle niederzulassen. Zu diesen Handelspartnern zählte auch Assur Marx. Er besaß also zu diesem Zeitpunkt noch keinen eigenen Schutzbrief, sondern war lediglich

⁶³ Vgl. ebd.

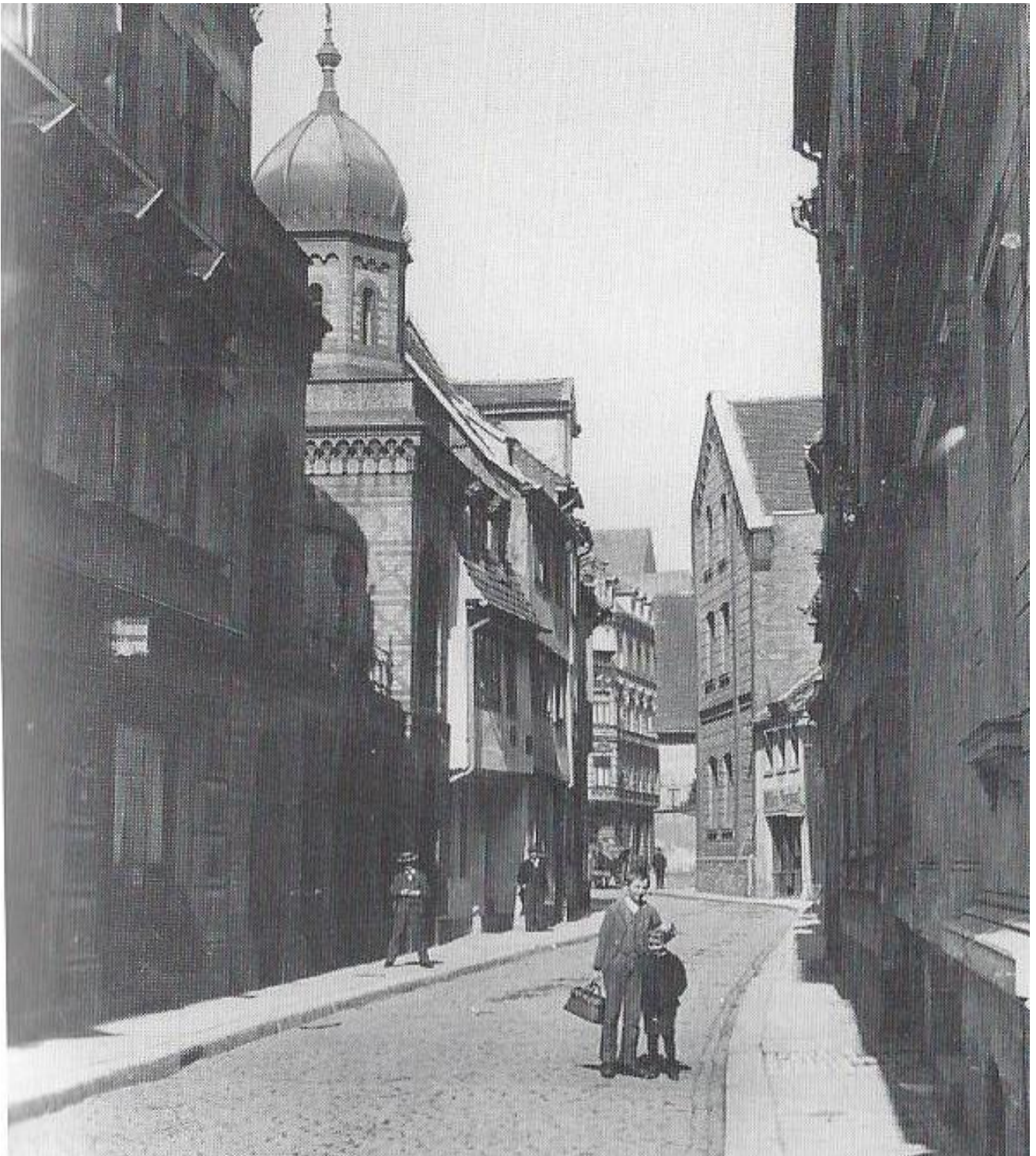
über den Schutzbrief seines Handelspartners in Halle geduldet, wo er aber bereits als offizieller Heereslieferant der sächsischen Armee tätig war. Innerhalb kürzester Zeit gelang es ihm, weitverzweigte Bank- und Handelsbeziehungen zu knüpfen. 1692 erhielt er von seinem Kurfürsten die Genehmigung, auch in den Nachbarstaaten Handel zu treiben, zwei Jahre später stellte Friedrich Wilhelm ihm einen eigenen Schutzbrief aus. Über Behrend Lehmann konnte er vermutlich einen Kontakt zu Kurfürst August dem Starken, der später König von Polen wurde, herstellen. 1701 gewährte dieser ihm uneingeschränkte Reisefreiheit, zu der auch gehörte, dass er sich zur bedeutenden Leipziger Messe nicht registrieren lassen und auch keine Teilnahmegebühren zahlen musste. Bereits ein Jahr später wurde er zum offiziellen Lieferanten der sächsischen Münze ernannt. Assur Marx stieg damit zum Hoffaktor August des Starken auf, für den er als Bankier und Lieferant des Hofes, der Münze und der Armee tätig war und als Berater, Vertrauter und Kurier im diplomatischen Dienst große Bedeutung erlangte. Auch für die Herzöge von Sachsen-Zeitz und Sachsen-Weida und andere adlige Familien arbeitete er als Bankier und vertrat in Halle die Interessen von Ruben Elias Gomperz, dem führenden preußischen Heereslieferanten und einem der einflussreichsten Hofjuden seiner Zeit.⁶⁴

Aber nicht nur im Bereich von Wirtschaft und Politik war Assur Marx höchst erfolgreich. Als überaus gebildeter, frommer Mann übte er die Funktion eines Rabbiners der jüdischen Gemeinde in Halle aus, zu deren Wiederbegründern er gehörte. Über viele Jahrzehnte hinweg engagierte er sich sehr stark und nachhaltig für die Hallenser Juden. So ging etwa die Gründung des jüdischen Friedhofs auf ihn zurück: 1692 hatte er aufgrund seiner ausgezeichneten Kontakte die Erlaubnis erwirkt, in Halle ein Grundstück für einen jüdischen Friedhof zu erwerben, der bis zur Auflösung und Zerstörung 1937 gut zweieinhalb Jahrhunderte Bestand haben sollte.

⁶⁴ Vgl. ebd.



Historische Postkarte: Halle, Der Trödel, nach einem Original-Aquarell von Wilhelm Busse-Dölau © Kunstverlag Eduard Henning, Halle, Sammlung Hans-Jürgen Beck



Gottfried Riehm: Die alte hallische Synagoge in der Kleinen Brauhausstraße, um 1900, aus: Werner Freitag/Katrin Minner/Andreas Ranft (Hg.): Geschichte der Stadt Halle, Band 2: Halle im 19. und 20. Jahrhundert, Halle 2006, S. 177 (Quelle: Stadtarchiv Halle)

Auch bei der Einrichtung einer Synagoge spielte der Hallenser Rabbiner und Hoffaktor eine entscheidende Rolle. In ihrer Anfangszeit besaß die Gemeinde keine eigene Synagoge. An den Werktagen traf man sich in verschiedenen

jüdischen Häusern, während die Feiertage im Haus von Assur Marx begangen wurden. Doch nachdem die Gemeinde immer mehr angewachsen war, war dies auf Dauer nicht mehr möglich. Und so wandte sich Assur Marx im Jahr 1700 mit einer Petition an die örtlichen Behörden und ersuchte darin im Namen der Hallenser Juden um die Genehmigung, ein als Synagoge geeignetes Gebäude erwerben zu dürfen. Nachdem die Behörden dafür grünes Licht dafür gegeben hatten, konnte die Gemeinde 1701 am Großen Berlin, einer Straße in der Nähe der berühmten Franke'schen Stiftungen, ein Haus kaufen, das sie ab 1701 als Synagoge nutzen durfte. Obwohl es zu dieser Zeit bereits eine richtige jüdische Gemeinde mit Synagoge und Friedhof gab, fehlte bislang immer noch eine offizielle Anerkennung als Kultusgemeinde. Dies holte Assur Marx 1704 zusammen mit den Vertretern von elf anderen jüdischen Familien aus Halle nach, als sie sich mit einer Petition an den preußischen König Friedrich I. mit der Bitte wandten, ihre Gemeinde nun auch offiziell anzuerkennen, was dieser schließlich auch tat. Assur Marx, der selbst ein großer jüdischer Gelehrter war, besaß eine der bedeutendsten Sammlungen jüdischer Handschriften in Deutschland. Großzügig unterstützte und förderte er jüdische Gelehrte. 1725 hatte er den Verlust seiner Frau Gnendel zu beklagen. Er überlebte sie um mehr als ein Jahrzehnt: Nach einem langen, bewegten Leben, in dem er viel für die jüdische Gemeinde in Halle getan hatte, starb er im August 1736 mit 82 Jahren. Sein Schwiegersohn Marcus Samuel übernahm nach seinem Tod die Aufgabe eines Rabbiners in der Händelstadt.⁶⁵

Assur Marx' Sohn **Marx Assur** erblickte im September 1686 in Halle das Licht der Welt. Schon früh wurde er zum Partner seines Vaters bei dessen Geschäften. Er setzte die Arbeit für Lehmann und Gomperz weiter fort, die sein Vater begonnen hatte, war aber zudem als Hoffaktor für den schwedischen König und den Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel tätig. Sein Haus, in dem 1737 Elias Ruben Gompertz unter ungeklärten Umständen ermordet wurde, lag nicht weit entfernt vom Geburtshaus von Georg Friedrich Händel, der ein Jahr vor Marx Assur zur Welt gekommen war. Über eine Bekanntschaft der beiden fast gleichaltrigen Hallenser ist in den Quellen jedoch nichts zu finden. Im August 1706 heiratete der 20-jährige Marx Assur

⁶⁵ Vgl. ebd.

in Amsterdam die fünf Jahre jüngere **Gella (Clara) Moses** (1691-1744), deren Vater, der Amsterdamer Kaufmann Adolf Moses, in manchen Quellen auch als Rabbi Leib (Loch) Birch begegnet. Aus ihrer Ehe gingen drei Söhne und drei Töchter hervor. Nach 38 Ehejahren riss Gellas Tod im Jahr 1744 die Eheleute auseinander. Gella wurde 53 Jahre alt.⁶⁶

Wie sein Vater war Marx Assur ein großer Thoragelehrter und Förderer jüdischer Religion und Kultur. Der Kissinger Jurist und antisemitische Autor Dr. Peter Deeg diffamierte diesen selbstlosen Einsatz in seinem von Julius Streicher herausgegebenen Buch „Hofjuden“ als von Christen zwangsfinanziertes Instrument jüdischer Propaganda und Machterlangung: „Ruben Meyer in Warschau und dessen Schwager Moses Assur in Halle sowie Marx Hirschel in Wien verwenden einen nicht geringen Teil der aus dem Volk geschlagenen Geschäftsgewinne [...] zur Förderung und Lehrgung des Talmuds unter den Juden, kaufen zu tausenden die Bücher jüdischer Literaten und verbreiten sie kostenlos im Interesse der Durchdringung der Kultur der Wirtsvölker mit jüdischem Ungeist.“⁶⁷ Martin Mainzer, ein später Nachkomme des Angegriffenen, bemerkt in seiner Familiengeschichte zunächst einmal, dass Peter Deeg hier offenkundig Moses Assur mit seinem älteren Bruder Marx Assur verwechselte, der eigentlich gemeint war. Vor allem aber fällt ihm die Häme auf, mit der der Kissinger Autor hier zu Werke geht: „Der Autor wählte einen ungewöhnlichen Zugang zu dem Thema. Um sein Buch unter dem Nazi-Regime veröffentlichen zu können, würzte er es – wie ich vermute – großzügig mit äußerst hasserfüllten antisemitischen Bemerkungen.“⁶⁸

Der Siebenjährige Krieg (1756-63), in dem Preußen und Großbritannien/Kurhannover gegen Österreich, Frankreich und Russland kämpften, setzte nicht nur der Stadt Halle, die 1759 von den Österreichern besetzt wurde, sehr zu, sie griff auch tief in das Leben der Familie Marx ein: Bevor die österreichischen Truppen Ende August 1759 aus Halle wieder abzogen, verlangten die Österreicher von den Einwohnern eine Geldbuße in Höhe von 42 900 Talern. Nachdem die Bürgerschaft diese Summe nicht hatte aufbringen können, nahmen die österreichischen Besatzer den 73-jährigen Marx Assur und

⁶⁶ Vgl. ebd.

⁶⁷ Deeg, Hofjuden, S. 80

⁶⁸ Mainzer, From Generation to Generation I

andere Hallenser Honoratioren als Geiseln und verschleppten sie zunächst nach Merseburg und dann nach Nürnberg. Zwar konnte Marx Assur 1762 von den Preußen aus seiner Nürnberger Geiselhaft befreit werden, doch starb er kurze Zeit später im Oktober 1762 im benachbarten Fürth mit 76 Jahren.⁶⁹

Während einer seiner Söhne mit einer Sondergenehmigung von Friedrich dem Großen Arzt werden konnte, wurde sein Sohn **Aaron Marx** (1708-77) ein jüdischer Gelehrter. In den Quellen der Familie Marx begegnet er wie seine Vorfahren als Rabbi. Als junger Mann verließ er seine Geburtsstadt und zog nach Schleusingen, wo er – wie Martin Mainzer vermutet – die geschäftlichen Interessen seiner Familie verfolgen sollte oder fernab der umtriebigen Handelsstadt Halle einfach in Ruhe seinen Thorastudien nachgehen wollte. Mit seiner Frau **Kreinle Misselfeld** gründete er in Schleusingen eine Familie. Aus ihrer Ehe gingen fünf Söhne hervor, von denen vier sehr früh als Kinder oder als unverheiratete junge Männer starben. Aarons Frau Kreinle sollte im Juli 1745 ebenfalls sehr jung in Schleusingen sterben. Nach ihrem frühen Tod heiratete Aaron Marx ein zweites Mal: Doch auch seine zweite Frau **Elkele**, die Tochter des bekannten Rabbiners Aron von Halberstadt, starb im Januar 1765 in jungen Jahren kinderlos. Mit 69 Jahren starb schließlich Aaron Marx im Juli 1777 in Schleusingen.⁷⁰

Auch seinem Sohn „Rabbi“ **Goetz Marx** (1735-80) und dessen Frau **Schendel**, die zwei Töchter und einen Sohn hatten, sollte kein langes Leben vergönnt sein. Schendel, die Tochter von „Rabbi“ Moshe aus Bamberg, starb 1776 in jugendlichem Alter. Ihr Mann überlebte sie nur um vier Jahre: Er verstarb 1780 mit 45 Jahren. Goetz' ältester Bruder Rabbi Loeb Aaron Marx, der in zweiter Ehe mit Goetz' Tochter Krendel verheiratet war und kinderlos geblieben war, nahm sich nach dem Tod des Bruders dessen drei kleinen, verwaisten Kindern an und kümmerte sich fortan um deren Erziehung.⁷¹

⁶⁹ Vgl. ebd.

⁷⁰ Vgl. ebd.

⁷¹ Vgl. ebd.



Historische Postkarte: Marktplatz in Halle © Verlag Trinks & Co.; Sammlung Hans-Jürgen Beck

Goetz' einziger Sohn **Moses Marx** (1773-1829) nahm 1807 den Familiennamen **Moses Marcus Cohn** an, nachdem die Gesetzgebung Napoleons, der seine Herrschaft auf ganz Deutschland ausgedehnt und die Judenemanzipation vorangetrieben hatte, einen deutschen Familiennamen von ihm verlangt hatte. In zweiter Ehe heiratete er 1810 die Fürtherin **Serafine Berlin**, die ihm zwei Söhne und eine Tochter schenkte und nach nur sechs Jahren Ehe 1816 sehr früh starb. Nach dem Tod seiner Frau ehelichte er **Caroline Mond** (+1867), mit der er noch eine Tochter hatte. Moses Marcus Cohn starb 1829 in Schmalkalden, wo er mit seiner Familie gelebt hatte, nur wenige Tage vor seinem 56. Geburtstag.⁷²

Aus der 1843 in Schmalkalden geschlossenen Ehe seines Sohnes **Louis Marcus Cohn** (1813-77) mit der zehn Jahre jüngeren Henrietta Mandel (1824-87) gingen acht Söhne und vier Töchter hervor. Sein 1854 in Schmalkalden geborener Sohn **Wilhelm Markus Cohn** heiratete 1890 in Bad Salzungen die aus Stadtlengsfeld stammende Sofie Hecht (1865-1938) und starb 1926 in sei-

⁷² Vgl. ebd.

nem Geburtsort mit 72 Jahren. Sein einziger Sohn **Ludwig Marcus Cohn** fiel 1917 im Ersten Weltkrieg bei Verdun. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter **Hertha Cohn** mit Hugo Mainzer gingen drei Kinder hervor, die alle in Halle geboren wurden: Martin (1915-92), Ludwig (1917-90) und Elisabeth (1922-44).⁷³

Die liberale Ausrichtung der Familie Mainzer spiegelte sich in **Hugo Mainzers** Mitgliedschaft in der „Vereinigung für das Liberale Judentum in Deutschland“ wider, die 1908 als Organisation liberaler jüdischer Gemeinden, Rabbiner und Privatpersonen von Rabbiner Heinemann Vogelstein und Bernhard Breslauer, dem ersten Vorsitzenden des etwa 6000 Mitglieder starken Vereins, gegründet worden war. Aber auch im familiären Alltag machte sich die liberale Grundeinstellung Hugo Mainzers bemerkbar, wie sein Sohn Martin betont: „Wir waren in dem Sinne eine sehr liberale Familie, dass wir am Freitagabend die jüdische Tradition einhielten. So begingen wir zum Beispiel am Freitagabend stets eine Kiddusch-Feier. Wir führten keinen koscheren Haushalt. Die jüdischen Feiertage verbrachten wir als Feiertage zuhause. Pessach und Rosh Hashana waren lediglich familiäre Feiern. Meistens kamen unsere Familie, Onkel und Cousins, an diesen Tagen zusammen, um die Festtage gemeinsam feierlich zu begehen. Ich würde nicht sagen, dass ein ausgeprägtes religiöses Bewusstsein vorhanden war. Es war mehr oder minder eine Sache der Geselligkeit, eine Sache, wie man sein Leben führt.“⁷⁴

Trotz der liberalen Ausrichtung genoss Martin Mainzer als Kind den jüdischen Religionsunterricht: „Ich besuchte den Religionsunterricht bis zu meinem 18. Geburtstag in der Sonntagsschule und im Religionsunterricht, der zur Zeit des preußischen Schulsystems in der ersten Stunde an einem bestimmten Wochentag stattfand. So mussten wir die öffentliche Schule nicht verlassen, sondern der Rabbiner oder jüdische Lehrer kam in die Schule und unterrichtete die jüdischen Kinder in der Schule in Hebräisch und jüdischer Geschichte. [...] Meiner Meinung nach war es eine sehr hilfreiche Erziehung, da der Rabbiner, der Albert Kahlberg hieß, seinen eigenen Interessen folgend, uns grundlegende philosophische Vorstellungen vermittelte.“⁷⁵

⁷³ Vgl. ebd.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd.



Historische Postkarte: Rathaus mit Händeldenkmal in Halle © Verlag Otmar Zieher, München;
Sammlung Hans-Jürgen Beck

1929/30 trat Martin Mainzer dem „Verband jüdischer Jugendvereine Deutschlands“ bei: „In Halle verstand er sich“, so Martin Mainzer, „vorrangig als Diskussionsforum, bei dem man nur sehr wenig von der ursprünglichen Jugendbewegung wiederfinden konnte. Wir waren im Vergleich zu den Kameraden von Blau-Weiß [dem 1913 gegründeten Bund für Jüdisches Jugendwandern in Deutschland] tatsächlich eine sehr bürgerliche Gruppe. Wie auch immer, 1931 oder 1932 begann ich mich für die Aktivitäten von Kurt London zu interessieren und ich unterstützte ihn später bei der Gründung des Jüdischen Pfadfinderbundes Makkabi Hazair [Junge Makkabäer]. [...] Kurt London war in Berlin. Ich organisierte und leitete den Jüdischen Bund in Halle. Wir waren organisatorisch mit dem Jüdischen Jugendverein verbunden, aber wir fühlten uns der ursprünglichen Jugendbewegung in diesen Jahren stärker verbunden, als dies beim Jugendverein der Fall war. Wir begannen, all die Dinge zu tun, die die Jugendbewegung in Deutschland machte. Wir unternahmen Wanderungen und wir wurden so zu einer wesentlich verschworeneren Gruppe als

dies der Jugendverein zu dieser Zeit war. [...] Was unsere Einstellung zur Sexualität und unsere Gespräche darüber betraf, so waren wir sehr freizügig. Theoretisch glaubten wir an die freie Liebe. Mit anderen Worten: Wenn du jemanden liebst, dann kannst du mit ihm schlafen. In der Praxis folgten wir diesem Grundsatz jedoch nicht. In der Praxis waren wir, wie ich meine, eine äußerst konservative Gruppe. Ich unterhielt sehr enge freundschaftliche Beziehungen zu Mädchen, allerdings nicht unbedingt auf sexueller Basis, wir pflegten eine echt kameradschaftliche Beziehung.“⁷⁶

Doch das Engagement für die jüdische Jugendbewegung war nur eine Seite des jungen Martin Mainzers. Schon früh erkannte er in der Weimarer Republik die Gefährlichkeit der immer stärker werdenden NS-Bewegung. Er wollte dieser Entwicklung nicht tatenlos zusehen und trat deshalb dem „Republikanischen Schülerbund“ bei: „Ich war sehr stark im Republikanischen Schülerbund engagiert, der als Gegenbewegung zur sehr starken Nazi-Bewegung an den Hochschulen bis zu einem gewissen Grad vom Kultusministerium in Berlin unterstützt wurde. Wir konnten letztlich nichts bewirken, aber wir waren politisch aktiv und es kam tatsächlich zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen uns und verschiedenen Nazi-Gruppen. [...] Wir veranstalteten Vorträge und nahmen an Demonstrationen teil. Das war in den Jahren 1930 bis 1932. Wir haben versucht, Gegendemonstrationen zu organisieren, wenn eine Nazi-Gruppe eine Demonstration abhielt. Aber das war alles sehr kläglich, denn das Verhältnis der Nazis zu uns war etwa zehn zu eins. Die gesamte Gruppe war nie größer als 50 oder 60 Leute aus der ganzen Stadt Halle. [...] Ich glaube, dass die Leute, die zu dieser Gruppe gehörten, überwiegend Leute waren, deren Väter der Arbeiterbewegung angehörten oder vollkommen von den Werten der Sozialdemokratie überzeugt waren. [...] Ich war der einzige Jude unter ihnen und ich schloss mich ihnen vor allem an, weil ich gegen die Nazis war. Ich war zu keiner Zeit ein Sozialist. So war ich tatsächlich das einzige nichtsozialistische Mitglied der Gruppe.“⁷⁷

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ Ebd.



Historische Postkarte: Blick zum Stadttheater in Halle, ca. 1913 © Verlag Louis Glaser, Leipzig;
Sammlung Hans-Jürgen Beck

Martins Eltern teilten – wie so viele deutsche Juden, die sich in der deutschen Gesellschaft und Kultur zutiefst verwurzelt fühlten – die Sorgen ihres ältesten Sohnes zunächst nicht: „Ich erinnere mich daran“, so Martin Mainzer, „dass 1932 die Nazis einen erschreckenden Wahlsieg errangen. Es ist mir noch ganz lebendig im Sinn, dass ich nach Hause kam und meinen Vater sagte, dass dies das Ende wäre. Sie würden die Macht übernehmen. Mein Vater sah mich an und sagte: `Wie kannst du nur so etwas glauben. Das deutsche Volk wird niemals einen Clown wie Hitler dulden.` Das war für mich der Moment, an dem ich merkte, dass meine Eltern einfach nicht verstanden, was in der Welt vor sich ging. Ich glaubte, dass die Nazis gewinnen würden, weil ich mit Studenten zusammen war, die das Rückgrat der Nazi-Bewegung ausmachten. Unsere Beziehung war eine sehr merkwürdige. Wir waren Freunde, aber sie machten mir auf der anderen Seite klar, dass ich, wenn der Tag kommen würde, das Land verlassen müsste. Bei aller Freundschaft betonten sie mir gegenüber

immer wieder: `Du bist nicht einer von uns.` Ich bekam dies sehr stark zu spüren.“⁷⁸

Bereits in seiner Schulzeit hatte Martin Mainzer erfahren müssen, wie rasch sich die Verhältnisse nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 änderten: „Eine der Vorkommnisse, an die ich mich erinnere, war, dass am nächsten Morgen [dem 31. Januar] unser Geschichtslehrer, der stets den Eindruck erweckt hatte, ein guter Republikaner, ein guter Demokrat zu sein, in das Klassenzimmer kam und uns als erster mit `Heil Hitler` grüßte. Er gestand uns in diesem Moment, dass er zehn Jahre lang heimlich ein NSDAP-Mitglied gewesen sei. Diese Erfahrung erschütterte mich deshalb so sehr, weil ich einer seiner Lieblingsschüler gewesen war, ich stets sehr an Geschichte interessiert war und ich bei ihm zuhause gewesen war. Er hat mir stets den Eindruck vermittelt, dass er es liebte, sich mit mir zu unterhalten. Und er rief mich später nach dem Unterricht zu sich und sagte mir, dass sich dadurch unser Verhältnis nicht ändere, dass er mich genauso möge wie zuvor. Ich sagte ihm, dass ich jedoch nicht so empfinden könnte wie ich es zuvor getan hätte.“⁷⁹

Ein weiteres einschneidendes Erlebnis war für die Mainzers der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933: „Wir wurden zwei Tage vorher von einigen nichtjüdischen Freunden informiert, dass es das Gerücht gäbe, dass mein Vater und ich verhaftet werden sollten. So gingen wir an diesem Tag nach Berlin. [...] Während unserer Abwesenheit ereignete sich etwas Merkwürdiges in unserem Geschäft. Die meisten unserer Kunden waren sogenannte Junker, die eine konservative Gruppe in Deutschland darstellten. Sie benutzten diesen Tag zu einer öffentlichen Demonstration. Eigentlich wäre es, so wie unsere Geschäfte normalerweise abliefen, für sie nicht notwendig gewesen, zu uns zu kommen. Wir kamen zu ihnen. Aber an diesem Tag fuhrn ständig Autos vor unserem Geschäft vor, um so die Verbundenheit mit der Firma meines Vaters sichtbar zu bekunden.“⁸⁰

Nachdem Martin Mainzer 1933 sein Abitur erfolgreich abgelegt hatte, fragte ihn sein Vater, ob er nun nicht in den Familienbetrieb eintreten möchte. Martin nahm das Angebot an und war fortan für das väterliche Geschäft als Einkäufer

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Ebd.

⁸⁰ Ebd.

vor allem in Ostpreußen, Pommern und Mecklenburg tätig. Finanziell machte sich die Nazi-Herrschaft für die Mainzers zunächst nicht negativ bemerkbar. Sie konnten sogar in den ersten beiden Jahren einen wachsenden Gewinn verzeichnen: „1935 war“, so Martin Mainzer, „eines der besten Jahre für das Geschäft meines Vaters.“⁸¹

Die Verabschiedung der Nürnberger Gesetze Mitte September 1935 brachte dann aber die negative Wende: „Mit den Nürnberger Gesetzen veränderte sich“, wie Martin Mainzer betont, „die Atmosphäre komplett. Kunden waren verängstigt, Druck wurde von verschiedenen Gruppen auf den sogenannten Reichsnährstand ausgeübt, nicht länger mit jüdischen Firmen Geschäfte zu machen und so gingen die Geschäfte sehr rasch zurück. Ich begann, Auswanderungspläne zu schmieden. Und 1938 musste unser Geschäft aufgrund eines offiziellen Erlasses von Göring [...] seinen Betrieb einstellen. Mit anderen Worten, unser Geschäft wurde durch eine spezielle Anweisung Görings beseitigt, die unserer Firma jegliche geschäftliche Betätigung für die Zukunft verbot.“⁸²

Das Jahr der Nürnberger Gesetze war für den jungen Martin Mainzer aber auch noch in einer anderen Hinsicht von großer Bedeutung, wie er selbst betont: „Wir hatten Gruppen von jüngeren Leuten, die drei, vier, fünf Jahre jünger als ich waren. Und da ich der Leiter der ganzen Gruppe war, entwickelte sich eine besonders enge Beziehung zu diesen jüngeren Leuten. Da ich zu dieser Zeit völlig davon überzeugt war, dass unsere einzige Lösung unser eigener Staat in Israel wäre, traten einige der Jugendlichen der Jugend Alijah bei und wurden [später] Mitglieder eines Kibbuz in Israel. 1935 unternahm ich eine viermonatige Reise durch Europa und Palästina, wobei ich drei Monate davon in Palästina verbrachte. Das war wahrscheinlich eine der schwierigsten Zeiten meines Lebens, weil ich in Palästina bleiben wollte, es aber emotional einfach nicht konnte. Ich empfand, dass das Land viel zu klein und unbedeutend war, es mit dem, was ich in Deutschland und Europa gesehen hatte, nicht mithalten konnte. Ich verließ Palästina, kehrte nach Deutschland zurück und begann Vorbereitungen zu treffen, um in die USA zu gelangen.“⁸³

⁸¹ Ebd.

⁸² Ebd.

⁸³ Ebd.

Nachdem Palästina für Martin Mainzer nach seinem Aufenthalt dort keine reale Option für eine Auswanderung mehr darstellte, setzte er alles daran, in die Vereinigten Staaten zu gehen. Seine Pläne waren natürlich auch in der Familie ein wichtiges Gesprächsthema. Er versuchte, seine Eltern für eine Auswanderung zu gewinnen. Zwar zeigten sie für seine Pläne Verständnis, lehnten zu diesem Zeitpunkt aber für sich selbst eine Emigration noch ab: „Meine Eltern“, so Martin Mainzer, „glaubten, dass sie ihr Leben in Deutschland in Ruhe beschließen könnten. Und deshalb hatte mein Vater für sich entschieden zu bleiben. Aber sie bemerkten auch, dass es absolut keine Entwicklungsmöglichkeiten für uns, die jüngere Generation, mehr gab und dass der von den Nazis angerichtete Schaden so groß war, dass es zu unseren Lebzeiten unmöglich sein würde, als Jude in Deutschland zu leben. [...] Meine Eltern fühlten sich zunächst einmal dem jüdischen Volk verpflichtet. Bis 1933 haben sie nie über eine Emigration nachgedacht, weil sie sich finanziell soweit abgesichert fühlten, ihr Leben in Deutschland beschließen zu können.“⁸⁴

Die Mainzers mussten erfahren, dass sich mit der Zeit immer mehr nichtjüdische Freunde und Bekannte von ihnen abwandten, wie Martin Mainzer berichtet: „Sie [die Beziehungen zu Nichtjuden] verschwanden zusehends. Der einzige, der zu uns hielt, war ein alter Freund von mir, der mein Freund war, seit ich sechs Jahre alt war. Er warnte uns mehrmals vor bevorstehenden Verhaftungen oder Verfolgungen, da er, um studieren zu können (er war Student der Medizin), in die SS eintreten musste. [...] Unsere ganzen sozialen Kontakte beschränkten sich [nun] auf Juden.“⁸⁵

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Ebd.



Historische Postkarte: Blick auf Halle mit Marktkirche und Rotem Turm, ca. 1938 © Verlag G. Clauß Nachf., Halle; Sammlung Hans-Jürgen Beck

So sahen die Mainzer schließlich in Deutschland keine Perspektive mehr für sich. Als erster verließ **Ludwig Mainzer** seine Heimat: Bereits 1936 wanderte er nach der Mittelschule mit gerade einmal 16 Jahren nach Chicago aus, wo er durch Vermittlung eines Verwandten rasch Arbeit in der Bekleidungsindustrie fand und seinen Vornamen in Lewis änderte. Am 3. Januar 1938 folgte dann **Martin Mainzer** seinem jüngeren Bruder. Ein Cousin seiner Mutter, den Herta Mainzer während seines Studiums finanziell unterstützt hatte, wollte sich erkenntlich zeigen und war ihm zunächst bei seiner Auswanderung mit einem Affidavit und dann bei seiner Eingewöhnung in Amerika behilflich. Für Martin Mainzer erschloss sich in Amerika eine neue Welt: „Ich war begeistert. Ich fühlte mich beschwingt. [...] Ich war zwei Tage lang in New York und war beeindruckt vom Leben in der großen Stadt. Ich kam nach Chicago und ich muss sagen, dass die Familie, die uns nach Amerika holte, uns eine große emotionale Geborgenheit schenkte. Wir wurden sofort als Gäste in ihr Haus aufgenommen. Ich meine damit nicht nur mich, sondern auch andere Cousins, die auf demselben Weg wie wir nach Amerika gekommen waren. Die ersten

vier Wochen verbrachte ich bei einer dieser Familien in einem Vorort von Chicago. Nachdem ich einen Job mit 15 Dollar in der Woche bekommen hatte, zog ich in ein Wohnheim. Die Tatsache, dass ich sofort von ihnen sozial angenommen wurde, dass ich wie ein Mitglied der Familie behandelt wurde, machte das Leben einfacher für mich. Ich habe mich zu keinem Zeitpunkt als Fremder gefühlt. [...] Es gab keine Spannungen. Sie sagten mir aber, dass es besser für mein Fortkommen sei, wenn ich alleine lebte. Ich stimmte ihnen zu.“⁸⁶

Nach seiner Ankunft in den Staaten suchte Martin Mainzer Kontakt mit Gleichgesinnten, die wie er nicht vergessen konnten und wollten, was passiert war und in Deutschland immer noch passierte. Im Northside Jewish Center fand er eine Gruppe junger Juden, die meist wie er aus Deutschland geflohen waren. Sie trafen sich zunächst zum Fußballspielen, zu geselligen Anlässen und zum Reden. Mit der Zeit beschlossen sie dann, sich auch in das Gemeindeleben auf ihre ganz eigene Weise einzubringen: Sie gestalteten eine Stunde vor dem normalen Gemeindegottesdienst ihre eigene religiöse Feier auf Deutsch nach liberalem Ritus. Aus dieser Gemeinschaft entwickelte sich später die Kongregation Ezra-Habonim, die aus deutschen und österreichischen Flüchtlingen sowie Überlebenden der Shoah bestand.

Der Cousin seiner Mutter, der Martin bereits bei der Einreise geholfen hatte, zeigte ihm schon bald eine interessante berufliche Perspektive auf: Er hatte 1919 eine Wirtschaftsprüferkanzlei in Chicago gegründet und fragte Martin nun, ob er nicht Lust hätte, als Wirtschaftsprüfer in seine Kanzlei einzutreten. Martin stimmte begeistert zu und begann daraufhin eine entsprechende Ausbildung an einer Abendschule. Der normale Weg, tagsüber zu studieren, war ihm verwehrt, da er zu dieser Zeit für sich und seine Familie Geld verdienen musste: „Ich räumte“, so Martin Mainzer, „in einem Kaufhaus Regale ein, arbeitete für einen Kleiderfabrikanten als Laufjunge und als Verkäufer für eine Firma, die Kunstleder verkaufte. Nebenbei bemerkt, war die Firma von einem deutschen Einwanderer gegründet worden, der Vogel hieß. Und ich verrichtete ein Jahr lang eine Vielzahl ähnlicher Jobs. [...] Ich begann mit 15 Dollar in der Woche, was – wie mir gesagt wurde – ein sehr guter Lohn war.

⁸⁶ Ebd.

Dann stieg mein Gehalt auf 20 Dollar und nach einem Jahr stellte mich die Firma meiner Verwandten als Sachbearbeiter in der Buchhaltung für 125 Dollar im Monat ein.“⁸⁷



Blick über die Innenstadt von Chicago © Foto: Siqbal, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Chicago_Downtown_Aerial_View.jpg; Wikipedia, gemeinfrei, unverändert übernommen

In der Zwischenzeit spitzte sich die Lage für **Hugo und Herta Mainzer** in Deutschland immer bedrohlicher zu: Während des Novemberpogroms 1938 war Hugo Mainzer verhaftet und danach in ein Konzentrationslager verschleppt worden. Diese Begegnung mit der entfesselten Barbarei der Nazis brachte den Kaufmann nach seiner Freilassung von seinem ursprünglichen Vorhaben ab, mit seiner Frau bis zum Lebensende in Deutschland zu bleiben, und so bemühte er sich schließlich doch noch um eine Auswanderung. Die Flucht zu den Söhnen in die USA blieb den Mainzers jedoch zunächst ver-

⁸⁷ Ebd.

wehrt. Allerdings bot sich ihnen die Möglichkeit, Ende 1939 mit ihrer Tochter Elisabeth nach Uruguay zu gehen. Bei der Ausreise war ihnen Elisabeths aus Halle stammender Freund Ernst (Ernesto) Moos, der zu dieser Zeit in Buenos Aires lebte, behilflich. Hugo und Herta Mainzer mussten zwei Jahre in Uruguay warten, bis es ihren Söhnen gelang, sie 1941 in die Vereinigten Staaten zu holen. Elisabeth Mainzer blieb in Uruguay, wo sie ihren Freund 1942 in Montevideo heiratete. Doch währte das Eheglück nicht lange: Elisabeth Mainzer starb bereits am 2. Mai 1944 in Montevideo mit nur 22 Jahren.

1942 schloss **Martin Mainzer** sein Studium ab. Er wollte nun wie sein Bruder, der bereits 1941 zur US Army gegangen war, Soldat werden: „Ich fühlte eine sehr starke Verpflichtung, in die Armee einzutreten. Ich hatte das Gefühl, dass - wenn jemand in die Armee müsste - es der jüdische Junge aus Deutschland sein müsste.“⁸⁸ Doch stand diesem Vorhaben ein großes Hindernis im Wege: Was sollte aus seinen Eltern werden? Nach der Einberufung seines Bruders war er alleine für den Lebensunterhalt seiner Eltern verantwortlich gewesen. Nachdem jedoch seine Eltern die finanziellen Probleme hatten klären können, konnte er der Einberufungsbehörde mitteilen, dass er nun bereit sei, eingezogen zu werden. Im September 1943 erhielt er dann die Nachricht, dass er sich mit seiner Einheit irgendwann im November nach Indien einschiffen solle. Angesichts seines bevorstehenden Abschieds von Chicago entschloss er sich, seine Freundin **Ibolya Herskovits (Herst)**, die 1918 im tschechischen Szomotor geboren worden war, am 18. Oktober vorher in Chicago zu heiraten. Ihre erste Tochter Susan Eileen erblickte 1945 das Licht der Welt. 1946 kehrte Martin Mainzer aus Indien nach Chicago zurück und wurde aus der Armee entlassen. Hier fand er bei der Firma Katz & Wagner eine Anstellung als Wirtschaftsprüfer. Aber schon bald beschloss er, sich mit einer eigenen Kanzlei selbstständig zu machen, was ihm auch gelang. Auch privat lief es für ihn gut: Zu der erstgeborenen Tochter gesellten sich noch die vier Kinder Sharon Eve (*1949), Bruce William (*1952), David Mark (*1955) und Sandra Elizabeth (*1961). Martin Mainzer starb 1992 in Chicago.⁸⁹

Sein Bruder **Ludwig (Lewis) Mainzer** (1917-90) heiratete 1949 in Chicago in zweiter Ehe die aus Bielefeld stammende **Anneliese Hesse** (1918-56). Dem

⁸⁸ Ebd.

⁸⁹ Vgl. ebd.

Ehepaar wurde ein Sohn geschenkt: James Michael Mainzer erblickte 1951 in Chicago das Licht der Welt. Nach dem frühen Tod seiner Frau, die 1956 mit erst 37 Jahren starb, heiratete Lewis Mainzer ein drittes Mal: 1957 schloss er in Chicago mit der gebürtigen New Yorkerin **Esther Shallon** (*1917) die Ehe. Lewis Mainzer starb 1990 mit 73 Jahren in Chicago. ⁹⁰

Zu diesem Zeitpunkt waren seine beiden Eltern bereits viele Jahre tot: **Hugo Mainzer**, der 1946 die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, war am 6. Januar 1960 mit 78 Jahren in Chicago verstorben. Seine Frau Hertha überlebte ihn um sieben Jahre: Sie starb am 29. August 1967 mit 72 Jahren ebenfalls in Chicago. ⁹¹

Hugos Bruder, der Kaufmann **Adolf Mainzer**, ging kurz nach der Jahrhundertwende aus beruflichen Gründen in die Schweiz, leistete seinen Militärdienst ab 1. Oktober 1909 als Einjährig-Freiwilliger beim 9. Infanterie-Regiment ab und schloss am 5. Mai 1913 in Memmingen die Ehe mit **Bella Seligmann**. Mit seiner Frau, die 1892 in Memmingen als Tochter des Kaufmanns Bernhard Seligmann und dessen Frau Jette Gumperz geboren worden war, hatte er zwei Kinder: Die Tochter Else Mainzer kam 1915 in Ulm zur Welt, der Sohn Max Mainzer 1921 in Zürich. Eine Zeitlang arbeitete Adolf Mainzer bei der Züricher Firma Milton Weil & Co., die Kurzwaren, Spitzenblusen, Seidenstoffe und Possamenten en gros vertrieb. Nach zwanzigjährigem Aufenthalt in der Eidgenossenschaft wurde er mit seiner Familie am 28. November 1923 Bürger von Wikon im Kanton Luzern. In der NS-Zeit emigrierte Max Mainzer wie seine Cousine Elisabeth nach Uruguay. ⁹²

Adolfs Schwester **Bella Mainzer** (1877-1946) heiratete den Viehhändler und Kaufmann **Moses (Moritz) Fried**, der aus Ebelsbach in den Haßbergen stammte. Das Ehepaar lebte in Halle, wo Moses Fried mit seinem Schwager Hugo Mainzer die Viehhandlung Joseph Frank führte. Ende August 1939 gelang es Bella Mainzer und ihrem Mann, nach Neuseeland zu fliehen. Am 1. April 1940 sprach der NS-Staat ihr die deutsche Staatsangehörigkeit ab, worüber die Gestapo Würzburg den Bad Kissinger Oberbürgermeister zwei Wo-

⁹⁰ Vgl. ebd.

⁹¹ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Hugo Mainzer, 5.5.2019

⁹² Die Informationen über Adolf Mainzer stellte mir Rudolf Walter freundlicherweise zur Verfügung.

chen später informierte. Bella Fried starb am 6. Juli 1946 in Auckland mit 68 Jahren.⁹³

Ihre Schwester **Regina (Ina) Mainzer** zog mit ihrem Ehemann **David Grünebaum** (1872-1940) nach ihrer Hochzeit 1906 in Bad Kissingen nach Bamberg, wo dieser seit 1896 wohnte.⁹⁴ David Grünebaum, der 1872 in Niederwerrn als Sohn des Kaufmanns Meier Grünebaum und dessen Frau Nanny May geboren worden war, hatte fünf weitere Geschwister: Adolph Grünebaum (1862-1928), Dr. Jakob Grünebaum (1864-1925), der in München als Arzt praktizierte, Sigmund Grünebaum (1867-1941), Clara Grünebaum (1869-1943), die mit ihrem Mann Max Schloss (1861-1942) drei Kinder hatte und am 23. September 1942 von ihrem Wohnort Würzburg nach Theresienstadt deportiert wurde, wo sie ein knappes Jahr später am 16. September 1943 starb, und Moritz Grünebaum (*1879). Zusammen mit seinen Brüdern Sigmund und Moritz war David Grünebaum, der 1911 das Bürgerrecht erhielt, Mitinhaber der seit 1890 bestehenden Ledergroßhandlung „S. Grünebaum“. Im August 1938 musste die Familie dem Zwangsverkauf ihres traditionsreichen Betriebes tatenlos zusehen.

Sigmund Grünebaum, der seit 1897 mit der Bamberger Hopfenhändler-tochter Sofie Klein (1875-1944) verheiratet war, starb am 21. November 1941 mit 74 Jahren in Bamberg. Seine Witwe Sofie wurde am 9. September 1942 von Bamberg nach Theresienstadt deportiert und dann von dort am 18. Mai 1944 nach Auschwitz verschleppt, wo sie den Tod fand. Sigmunds Bruder **Moritz Grünebaum**, der 1879 in Niederwerrn zur Welt kam, überlebte die NS-Diktatur, weil er durch die Heirat mit der nichtjüdischen Bamberger Putzmacherin Johanna Mayer in einer sog. „privilegierten Mischehe“ lebte.

Aus der Ehe von David und Regina Grünebaum ging die Tochter **Alice Grünebaum** hervor, die 1907 in Bamberg zur Welt kam und später am Würzburger Konservatorium Musik studierte. Mit ihrem Mann **Jakob Seligman (Jack Selan)**, den sie 1927 heiratete, zog Alice in dessen Heimatstadt Mem-

⁹³ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Bella Fried, 5.5.2019

⁹⁴ Wesentlich Grundlage für die Biografie von Regina und David Grünebaum waren: Walter, Gedenkbuch: Art. Regina Grünebaum, 5.5.2019, sowie die dort verwendeten Quellen, insbesondere: Datenbank Genicom: Art. David Grünebaum. In: <https://www.geni.com/people/David-Grünebaum/6000000055934125866>, 17.8.2018; Deusel, Beisbart, Fichtl, Gedenkbuch der jüdischen Bürger Bambergs, S. 141 f; Sta Ba: Familienkarte David und Regina Grünebaum, Sterbeurkunde David Grünebaum, Loebl, Herbert: Juden in Bamberg, S. 190.

mingen, wo sie ihre Eltern in den Wintermonaten 1936 bis 1938 jeweils für mehrere Monate besuchten. 1938 emigrierten die Seligmans mit ihrem Sohn in die USA, wo die passionierte Musikerin Alice Seligman (Selan) lange Zeit die Orgel in einer Reformsynagoge in Chicago spielte und im März 2000 im Alter von 92 Jahren starb.

Ihre Mutter Regina Grünebaum fand über Umwegen ebenfalls gerade noch rechtzeitig den Weg in die USA: Nachdem ihr Mann David Grünebaum am 11. April 1940 gestorben war, entschloss sie sich im Oktober 1940 zur Flucht nach Kuba und von dort in die Vereinigten Staaten. Regina Grünebaum ließ sich in Chicago nieder, das auch für ihre beiden Neffen Ludwig und Martin zum Zufluchtsort vor der Verfolgung in Deutschland wurde. Dort starb sie am 23. November 1962 im Alter von 79 Jahren.⁹⁵

Während Reginas ein Jahr jüngerer Bruder **Siegfried Mainzer**, der von 1888 bis 1894 die Kissinger Realschule besuchte⁹⁶, unverheiratet blieb, schloss ihre ein Jahr ältere Schwester **Fanny Mainzer**⁹⁷ am 10. April 1899 mit dem Textilwarenkaufmann Gustav Rosenthal in Würzburg die Ehe. **Gustav Rosenthal** wurde 1868 in Rödelmaier als Sohn des Religionslehrers Aron Rosenthal und dessen Frau Karoline Sachs geboren. Seine Kindheit verlebte er an den wechselnden Dienstorten des Vaters und schließlich in Nürnberg und Witten. 1896 verließ er das im Ruhrgebiet gelegene Witten und zog nach Würzburg, wo er zusammen mit seinem Bruder Hermann und seinem Schwager, der ebenfalls Gustav Rosenthal (1872-1931) hieß, Teilhaber der Firma „Ignaz Rosenthal“, einer Großhandlung für Baumwollwaren, wurde. Dem Ehepaar wurden zwei Töchter geschenkt, die beide in Würzburg zur Welt kamen: Paula (*1900) und Käthe (*1902). Ende 1908 verließen Gustav Rosenthal und seine Schwester Betty mit ihren Familien die Mainmetropole und zogen mit ihnen nach Leipzig, wo Gustav mit seinem Schwager in der Hainstraße wie bereits schon in Würzburg eine Textilwarengroßhandlung führte.

⁹⁵ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Regina Grünebaum, 5.5.2019

⁹⁶ Walter, Gedenkbuch: Art. Siegfried Mainzer, 5.5.2019

⁹⁷ Ausgangspunkt und Grundlage der Biografie über Fanny und Gustav Rosenthal waren: Walter, Gedenkbuch: Art. Fanny Rosenthal, 5.5.2019, sowie die dort verwendeten Quellen, insbesondere Strätz, S. 255 f, 479 sowie Staatsarchiv Leipzig: Meldekarten für Fanny und Betty Rosenthal; Pers. Mitt. der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, Brief an Marlies Walter vom 27.8.2018, die mir Marlies und Rudolf Walter zur Verfügung stellten.

Gustav und Fanny Rosenthal engagierten sich in Leipzig sehr stark in der jüdischen Gemeinde. 1922 kandidierte er als Repräsentant der liberalen Juden für die Gemeindevertretung. Über viele Jahre hinweg war er zudem als Synagogenkommissar und als Mitglied der Leipzig-Loge von „B'nai B'rith“ aktiv, einem 1843 von deutschstämmigen Juden in New York gegründeten jüdischen Orden, der sich philanthropisch und sozial-caritativ betätigte, aber auch über das Judentum aufzuklären und Antisemitismus und Rassenhass zu bekämpfen versuchte. Seine Frau Fanny war von 1926 bis 1936 Gemeindevertreterin der liberalen Fraktion in der jüdischen Kultusgemeinde und Mitglied des Unterrichts- und Erziehungsausschusses. Zudem saß sie im Vorstand des israelitischen Frauenvereins und des Schwesterbundes von „B'nai B'rith“. Darüber hinaus engagierte sie sich für die Kinderkolonie Bad Dürrenberg, die jüdische Studentenhilfe, den Jüdischen Frauenbund und den Frauenverein „Ruth“, der sozial bedürftige Frauen unterstützte.⁹⁸

Ihre beiden Töchter Paula und Käthe heirateten 1920 in Leipzig die beiden Brüder Fritz und Paul Jakob Herrmann, die Söhne des Bankiers Isidor Herrmann und dessen Frau Sabine Freudenthal. Nach der Eheschließung verließen sie Leipzig jedoch und gingen mit ihren Ehemännern nach Würzburg, wo sie auch die nächsten Jahre lebten. **Paul Jakob Herrmann**, der 1888 in Würzburg geboren worden war, war nach dem Besuch des Neuen Gymnasiums in seiner Vaterstadt von 1904 bis 1906 als Volontär in Berlin tätig. 1912 stieg er als Teilhaber in das väterliche Bankgeschäft ein. Von 1915 bis 1918 war er Soldat im Ersten Weltkrieg und übte das Amt eines Unterzahlmeisters aus. Aus der 1920 geschlossenen Ehe mit **Paula Rosenthal**, die als Gymnastiklehrerin in Würzburg tätig war und auch Tanzkurse für Erwachsene und Kinder anbot, gingen die beiden Söhne Claus (Kenneth) und Hans Martin (*1924) hervor. Nach dem Konkurs der Familienbank 1931 verdiente Paul Jakob Herrmann seinen Lebensunterhalt als Vertreter und Versicherungsbeamter. 1936 zog er mit seiner Familie nach Leipzig, wo sein Bruder und seine Schwiegereltern bereits lebten.⁹⁹ Die drei Familien fühlten sich eng miteinander verbunden und so suchten sie sich in der sächsischen Universitäts- und Handelsstadt Wohnungen, die nahe beieinander lagen. Paul Herrmann und seiner Familie

⁹⁸ Pers. Mitt. der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, Brief an Marlies Walter vom 27.8.2018

⁹⁹ Vgl. Strätz, S. 255 f

gelang später die rettende Flucht nach Amerika: Die beiden Söhne wanderten als erste 1939 in die Staaten aus, später folgten ihnen ihre Eltern.¹⁰⁰

Pauls jüngerer Bruder **Fritz Herrmann**, der 1892 in Würzburg zur Welt kam, kämpfte 1917/18 als Unteroffizier im Ersten Weltkrieg und wurde für seine Tapferkeit mit dem EK II und anderen Auszeichnungen geehrt. Mit seinem Bruder leitete er die Familienbank bis zu deren Konkurs im Jahre 1931. Mit seiner Ehefrau **Käthe Rosenthal** hatte er zwei Kinder, die beide in Würzburg zur Welt kamen: Annemarie Jette (*1922) und Walter (*1926). Nach dem Konkurs des Bankhauses Rosenthal übersiedelte er mit seiner Familie nach Leipzig, wo seine Schwiegereltern weiterhin lebten.¹⁰¹ Im Jahr 1940 gelang auch ihm und seiner Familie die Emigration in die USA.¹⁰²

Fanny und Gustav Rosenthal blieben hingegen in Leipzig zurück. Zusammen mit Gustavs Schwester Betty Rosenthal lebten sie hier im Jüdischen Altenheim in der Auenstraße. Fanny Rosenthal starb dort am 10. Juli 1939, Gustav Rosenthal überlebte seine Frau nur um ein dreiviertel Jahr: Er starb am 11. April 1940 und wurde wie seine Frau auf dem Alten Israelitischen Friedhof in Leipzig beigesetzt. Gustavs 1880 in Nürnberg geborene Schwester **Betty Rosenthal** wurde am 21. Januar 1942 von Leipzig über Dresden in das Ghetto Riga deportiert, wo sich ihre Spur verliert.¹⁰³ Sie hat die Deportation aber mit Sicherheit nicht überlebt. Ihre beiden Kinder Alfred und Lilo konnten hingegen noch rechtzeitig nach Palästina emigrieren.¹⁰⁴

¹⁰⁰ Pers. Mitt. der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, Brief an Marlies Walter vom 27.8.2018

¹⁰¹ Strätz, S. 255 f

¹⁰² Pers. Mitt. der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, Brief an Marlies Walter vom 27.8.2018

¹⁰³ Vgl. Walter, Gedenkbuch: Art. Fanny Rosenthal, 5.5.2019; Bundesarchiv: Gedenkbuch: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch>, 18.8.2018

¹⁰⁴ Pers. Mitt. der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig, Brief an Marlies Walter vom 27.8.2018